Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW

Hochschule für Soziale Arbeit HSA

Bachelor-Studium in Sozialer Arbeit

BA4000: Bachelor-Thesis

Muttenz

Digitale Räume als Orte der Identitätsaushandlung

Bedeutung für queere junge Menschen und Handlungsperspektiven für die Soziale Arbeit

Vorgelegt von:

Regia Karen Pfister

Matrikelnummer: 22-463-137

Eingereicht bei: Nadine Käser

Muttenz, 17. Juli 2026

Abstract

Digitale Räume prägen die Lebenswelten junger Menschen und übernehmen für queere junge Menschen besondere Funktionen: Sie eröffnen Sichtbarkeit und Zugehörigkeit, die ihnen das heteronormativ geprägte Umfeld häufig verwehrt. Zugleich sind diese Räume von gesellschaftlichen Machtverhältnissen durchzogen und können mit Diskriminierung und ungewollter Exposition verbunden sein. Im Rahmen dieser Arbeit wird erörtert, welche Bedeutung digitale Räume für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen im Spannungsfeld von Empowerment und Vulnerabilität haben und welche Handlungsperspektiven sich daraus für die Soziale Arbeit ergeben. Die Arbeit basiert auf einer theoretischen Literaturarbeit und zeigt, dass Empowerment und Vulnerabilität untrennbar miteinander gekoppelt sind, weil beide aus denselben Eigenschaften digitaler Räume hervorgehen. Ob diese Räume eher stärken oder eher belasten, hängt davon ab, ob die eigene Sichtbarkeit steuerbar bleibt und unterstützende Ressourcen verfügbar sind. Digitale Räume erweisen sich damit weder als reine Schutz- noch als reine Risikoräume; ihre Ambivalenz ist nicht aufzulösen, sondern professionell zu gestalten.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung 1

1.1 Herleitung der Fragestellung und des Erkenntnisinteresses 1

1.2 Zielsetzung und Eingrenzung des Untersuchungsfeldes 2

1.3 Methodisches Vorgehen 4

1.4 Bedeutung für die Soziale Arbeit 4

1.5 Aufbau der Arbeit 6

2 Theoretische Grundlagen 7

2.1 Queer Theory und Identität 7

2.2 Heteronormativität und gesellschaftliche Normierungsprozesse 9

2.3 Identitätsentwicklung im jungen Erwachsenenalter 10

2.4 Digitale Räume als soziale Räume 13

2.5 Digitale Räume im Alltag junger Menschen 15

3 Queere Identitätsentwicklung in digitalen Räumen 17

3.1 Sichtbarkeit und Selbstrepräsentation 17

3.2 Community, Zugehörigkeit und sozialer Austausch 18

3.3 Informationszugang und Erfahrungswissen 19

3.4 Digitale Räume als Räume der Identitätsaushandlung 20

4 Ambivalenzen digitaler Räume zwischen Empowerment und Vulnerabilität 22

4.1 Empowerment durch digitale Sichtbarkeit und Vernetzung 22

4.2 Vulnerabilität durch Diskriminierung und Hassrede 23

4.3 Exklusion, Anpassungsdruck und Plattformlogiken 24

4.4 Spannungsverhältnis zwischen Schutzraum und Exposition 25

4.5 Auswirkungen auf psychische Gesundheit und Wohlbefinden 27

5 Bedeutung digitaler Räume für die Soziale Arbeit 29

5.1 Digitale Räume als Gegenstand der Sozialen Arbeit 29

5.2 Herausforderungen für die Praxis der Sozialen Arbeit im digitalen Raum 30

5.3 Handlungsperspektiven für Beratung und Unterstützung 31

5.4 Digitale Präsenz und Erreichbarkeit *33*
5.4.1 Digital Streetwork 33
5.4.2 Digitale Öffentlichkeitsarbeit 34
5.5 Professionelle Grenzen und Spannungsfelder *35*
6 Diskussion **37**
6.1 Zusammenführung der zentralen Diskussionen *37*
6.2 Beantwortung der Fragestellung *38*
6.3 Kritische Reflexion der Arbeit *40*
6.4 Weiterführende Überlegungen *42*
7 Schlussfolgerung **45**
Literaturverzeichnis **46**
Hilfsmittelverzeichnis **50**

1 Einleitung

1.1 Herleitung der Fragestellung und des Erkenntnisinteresses

Digitale Räume prägen die Lebenswelten junger Menschen und sind zu wichtigen Orten sozialer Interaktion geworden. Sie eröffnen Freiräume, entsprechen dem Bedürfnis nach Kontakt mit Gleichaltrigen und bieten Möglichkeiten der Selbstdarstellung (vgl. Quenzel/Hurrelmann 2022: 177). Für die Schweiz zeigt sich ihre hohe Alltagsrelevanz unter anderem daran, dass nahezu alle Jugendlichen über ein Smartphone verfügen (vgl. Külling-Knecht et al. 2024: 44).

Für queere junge Menschen können digitale Räume darüber hinaus eine besondere Funktion übernehmen. Online-Räume, die von queeren Menschen für queere Menschen gestaltet werden, wirken als Ressource für jene, denen ein unterstützendes soziales Umfeld oder der Zugang zu verlässlichen Informationen fehlt (vgl. Rinnert 2020: 199). Der Zugriff auf nicht-heteronormative Inhalte kann die Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität anstossen und identitätsstiftend wirken (vgl. ebd.: 203). Das Internet bietet zudem Raum, Kontakte zu anderen queeren Menschen zu knüpfen. Häufig ist es der Ort, an dem queere Jugendliche erstmals Menschen begegnen, die ihre Erfahrungen teilen (vgl. ebd.: 205).

Gleichzeitig sind digitale Räume nicht frei von gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Auch das Internet ist heteronormativ geprägt; dezidiert nicht-heteronormative Räume bleiben vergleichsweise marginal (vgl. ebd.: 200). Zudem berichten Jugendliche von belastenden Erfahrungen wie Cybermobbing oder unerwünschten sexuellen Kontaktaufnahmen (vgl. Gesundheitsförderung Schweiz 2022: 44). Digitale Räume erscheinen somit als ambivalente Orte, die stärkend wie auch belastend wirken können.

Das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit ergibt sich aus dieser Ambivalenz. Digitale Räume können queeren jungen Menschen Orientierung und Austausch eröffnen, zugleich können auch belastende Erfahrungen in diesen Räumen entstehen. Daraus ergibt sich die Frage, welche Bedeutung sie für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen haben und wie die Soziale Arbeit an diese Lebenswelten anschliessen kann.

1.2 Zielsetzung und Eingrenzung des Untersuchungsfeldes

Ziel dieser Arbeit ist es, die Bedeutung digitaler Räume für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen zu erörtern. Im Zentrum steht die Frage, inwiefern digitale Räume Möglichkeiten der Selbstpositionierung und des sozialen Austauschs eröffnen. Zugleich wird betrachtet, unter welchen Bedingungen sie mit Diskriminierung oder psychischen Belastungen verbunden sein können. Auf diese Weise sollen die ambivalenten Dynamiken zwischen Empowerment und Vulnerabilität herausgearbeitet werden; beide Begriffe werden in Kapitel 2.6 geklärt.

Darauf aufbauend wird erörtert, welche Bedeutung digitale Lebenswelten für die Soziale Arbeit haben und welche Handlungsperspektiven sich daraus ergeben. Digitale Räume werden dabei weder grundsätzlich als Schutzräume noch vorwiegend als Risikoräume verstanden. Untersucht wird vielmehr, wie sich unterstützende und belastende Erfahrungen innerhalb derselben Räume überlagern können.

Der Begriff queer wird in dieser Arbeit als offener, identitätskritischer Sammelbegriff für Menschen verwendet, die sich geschlechtlich oder sexuell jenseits heteronormativer Erwartungen verorten. Die Bezeichnung soll unterschiedliche Erfahrungen erfassen, ohne eine einheitliche queere Identität vorauszusetzen. Davon zu unterscheiden ist das Akronym LGBTIQ+, das konkrete Personengruppen benennt. Es steht für Personen, die «lesbisch, schwul, bisexuell, trans, intergeschlechtlich, queer oder Angehörige irgendeiner anderen sexuellen und/oder geschlechtlichen Minderheit sind» (Eisner/Hässler 2025: V). Das Pluszeichen verweist dabei auf weitere sexuelle Orientierungen und geschlechtliche Selbstbezeichnungen, die durch die einzelnen Buchstaben nicht ausdrücklich erfasst werden (vgl. Universität Zürich o. J.). Während queer die offene und identitätskritische Perspektive dieser Arbeit trägt, wird LGBTIQ+ vor allem dort verwendet, wo Studien oder Institutionen diese Bezeichnung selbst gebrauchen, etwa beim Swiss LGBTIQ+ Panel.

Gegenstand sind soziale Medien und digitale Communityräume, in denen Identität dargestellt und im Austausch mit anderen ausgehandelt wird. Die Arbeit untersucht keine einzelnen Plattformen, sondern wiederkehrende Bedeutungen und Bedingungen digitaler Räume.

Der Blick richtet sich vorrangig auf den schweizerischen Kontext. Da für einzelne Aspekte nur begrenzt schweizerische Forschung vorliegt, wird ergänzend Literatur aus Deutschland und dem angloamerikanischen Raum einbezogen; deren Reichweite wird jeweils ausgewiesen.

Die Eingrenzung auf 18- bis 25-Jährige orientiert sich an Arnetts Konzept des emerging adulthood. Diese Lebensphase ist durch Veränderung und die Erkundung möglicher Lebenswege gekennzeichnet; Fragen der Identität und der sozialen Verortung bleiben in ihr zentral (vgl. Arnett 2000: 469).

Aus der Zielsetzung und der vorgenommenen Eingrenzung ergibt sich folgende Fragestellung:

Welche Bedeutung haben digitale Räume für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen, und welche Handlungsperspektiven ergeben sich daraus für die Soziale Arbeit?

Zur Beantwortung der Fragestellung orientiert sich die Arbeit an folgenden Unterfragen:

- Welche Bedeutung nehmen digitale Räume in der Lebenswelt queerer junger Menschen ein?
- Inwiefern können digitale Räume sowohl empowernd als auch vulnerabilisierend wirken?
- Welche Chancen und Herausforderungen ergeben sich daraus für die Soziale Arbeit?

1.3 Methodisches Vorgehen

Die vorliegende Arbeit ist als theoretische Literaturarbeit angelegt; eine eigene empirische Erhebung ist nicht Bestandteil der Untersuchung. Anhand bestehender Fachliteratur wird erörtert, welche Bedeutung digitale Räume für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen im Spannungsfeld von Empowerment und Vulnerabilität haben und welche Handlungsperspektiven sich daraus für die Soziale Arbeit ergeben. Die Perspektive der Betroffenen wird dabei nicht direkt einbezogen; diese Grenze wird in Kapitel 6.3 kritisch reflektiert.

Der Argumentationsgang folgt der Fragestellung und baut aufeinander auf: Zunächst werden ein queer-theoretisches und ein sozialisationstheoretisches Verständnis von Identität zusammengeführt und auf einen relationalen Raumbegriff bezogen. Darauf aufbauend wird die Bedeutung digitaler Räume entfaltet und mit dem Minority-Stress-Modell entlang von Empowerment und Vulnerabilität diskutiert, bevor daraus Handlungsperspektiven für die Soziale Arbeit hergeleitet werden. Empirische Studien, insbesondere aktuelle schweizerische Erhebungen, dienen der Einordnung der theoretischen Argumentation, wobei allgemeine Jugenddaten von queer-spezifischen Befunden unterschieden werden. Literatur aus dem deutschsprachigen und angloamerikanischen Raum wird für ihre übertragbaren theoretischen Aussagen genutzt, nicht jedoch für rechtliche oder strukturelle Detailregelungen. Die Literaturrecherche erfolgte über swisscovery FHNW und wissenschaftliche Datenbanken, ergänzt durch das Schneeballverfahren.

1.4 Bedeutung für die Soziale Arbeit

Wie einleitend dargestellt, sind digitale Räume für junge Menschen zu wichtigen sozialen Umgebungen geworden. Sie beeinflussen, wie junge Menschen miteinander in Kontakt treten und sich mit Fragen der eigenen Identität auseinandersetzen. Dies ist besonders relevant, weil in der Lebensphase Jugend das eigene Selbstbild und die Fähigkeit zu tragfähigen Bindungen erst entwickelt werden (vgl. Quenzel/Hurrelmann 2022: 24). Für queere junge Menschen kommen Vorurteile und Unsicherheiten hinzu, die ihnen offen oder unterschwellig als Ablehnung begegnen können (vgl. ebd.: 151). Fragen nach Sichtbarkeit, Anerkennung und Zugehörigkeit stellen sich deshalb nicht nur individuell, sondern auch im Verhältnis zu sozialen Räumen, in denen queere Identitäten bestätigt, verunsichert oder ausgeschlossen werden können. Digitale Räume erhalten vor diesem Hintergrund eine spezifische Bedeutung, weil sie gerade in Phasen der Identitätsentwicklung niedrigschwellige Zugänge zu Informationen, Communitys und unterstützenden Erfahrungsräumen eröffnen können (vgl. Rinnert 2020: 188 f.). Sie sind deshalb nicht lediglich ergänzende Kommunikationskanäle, sondern Teil jener sozialen Umgebungen, in denen queere junge Menschen Selbstverständnis und Zugehörigkeit verhandeln.

Diese Bedeutung ist im Kontext von ungleich verteilter Belastungsbedingungen einzuordnen. Gesundheitsförderung Schweiz verweist darauf, dass LGBTIQ+-Menschen bereits in Kindheit und Jugend infolge der Stigmatisierung ihrer Geschlechtsidentität oder sexuellen Orientierung deutlich häufiger von bestimmten Suchterkrankungen, Depressionen und Suizidversuchen betroffen sind als gleichaltrige cis-heterosexuelle Menschen (vgl. Gesundheitsförderung Schweiz 2022: 80). Aktuelle Schweizer Daten des Swiss LGBTIQ+ Panels weisen in eine ähnliche Richtung: Mehr als jede*r dritte jugendliche Angehörige sexueller Minderheiten sowie die Mehrheit der jugendlichen Angehörigen geschlechtlicher Minderheiten beziehungsweise intergeschlechtlichen Jugendlichen berichten von schlechter psychischer Gesundheit (vgl. Eisner/Hässler 2025: 49). Damit verdichtet sich die Vulnerabilität queerer junger Menschen in einer Lebensphase, in der Fragen nach Identität, Anerkennung und Zugehörigkeit verstärkt verhandelt werden.

Für die Soziale Arbeit ergibt sich daraus ein fachlicher Handlungsbedarf. Dieser begründet sich nicht allein durch individuelle Belastungen, sondern durch den professionellen Auftrag, soziale Ungleichheiten und eingeschränkte Teilhabemöglichkeiten zu bearbeiten. Der Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz dient dabei als berufsethischer Bezugsrahmen und legitimiert das professionelle Handeln insbesondere gegenüber Adressat*innen, die in besonderer Weise verletzlich oder benachteiligt sind (vgl. AvenirSocial 2026: 7). Er nimmt die internationale Definition Sozialer Arbeit von 2014 auf, die eine nationale Kontextualisierung ausdrücklich vorsieht (vgl. ebd.: 5). Soziale Arbeit wird darin als Profession verstanden, die «gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungen, den sozialen Zusammenhalt und die Ermächtigung und Befreiung von Menschen» fördert; richtungsweisend sind dabei unter anderem soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte und die Anerkennung von Verschiedenheit (vgl. ebd.: 8). Gerade weil Sichtbarkeit und Selbstbestimmung queerer junger Menschen gesellschaftlich nicht gleichermassen abgesichert sind, werden auch jene Räume relevant, in denen diese Möglichkeiten eröffnet oder begrenzt werden. Dies schliesst an das Verständnis Sozialer Arbeit an, Barrieren abzubauen, die Menschen daran hindern, ihre Rechte und Chancen wahrzunehmen (vgl. ebd.: 11). Ebenso verweist es auf ihren Auftrag, Diskriminierung aufgrund von Geschlecht, Geschlechtsidentität oder sexueller Orientierung entgegenzutreten (vgl. ebd.: 15).

Daran anschliessend sind digitale Lebenswelten als soziale Räume zu berücksichtigen, in denen sich auch sozialarbeiterische Unterstützungsbedarfe zeigen können. Wenn Kommunikationsformen, soziale Problemlagen und Zugänge zu Unterstützung zunehmend digital mitstrukturiert werden, müssen auch professionelle Konzepte Sozialer Arbeit diese veränderten Rahmenbedingungen aufnehmen (vgl. Hemminger et al. 2024: 57 f.). Der Berufskodex hält zudem ausdrücklich fest, dass Digitalität den beruflichen Alltag prägt. Fachpersonen der Sozialen Arbeit sollen digitale Technologien nutzen, um Inklusion zu fördern und die Reichweite sozialer Massnahmen zu vergrössern. Zugleich sind Risiken in Bezug auf Vertraulichkeit, Privatsphäre

und algorithmische Verzerrungen kritisch zu reflektieren, damit bestehende Ungleichheiten nicht zusätzlich verschärft werden (vgl. AvenirSocial 2026: 21). Digitale Räume werden damit für die Soziale Arbeit als ambivalente soziale Räume relevant, in denen Identitätsentwicklung queerer junger Menschen mitverhandelt wird. Welche Bedeutung sie dafür erhalten und an welchen Stellen Soziale Arbeit daran anschliessen kann, wird in den folgenden Kapiteln näher diskutiert.

1.5 Aufbau der Arbeit

Die Arbeit gliedert sich in sieben Kapitel. Nach der Einleitung werden im zweiten Kapitel die theoretischen und begrifflichen Grundlagen erarbeitet: queer-theoretische Perspektiven auf Identität und gesellschaftliche Normierungsprozesse, entwicklungs- und jugendtheoretische Ansätze sowie ein Verständnis digitaler Räume als soziale Räume. Den Abschluss bildet die Klärung der Leitbegriffe Empowerment und Vulnerabilität.

Im dritten Kapitel wird die Bedeutung digitaler Räume für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen diskutiert, insbesondere entlang von Sichtbarkeit, Zugehörigkeit und Informationszugang. Das vierte Kapitel widmet sich der Ambivalenz digitaler Räume: Es wird erörtert, inwiefern dieselben Räume Anerkennung und Unterstützung ermöglichen und zugleich mit Diskriminierung und Belastungen verbunden sein können.

Im fünften Kapitel wird die Bedeutung dieser Erkenntnisse für die Soziale Arbeit herausgearbeitet. Diskutiert werden Herausforderungen und Handlungsperspektiven im Umgang mit queeren jungen Menschen in digitalen Räumen, wobei ein besonderer Schwerpunkt auf der digitalen Präsenz und Auffindbarkeit der Sozialen Arbeit liegt. Im sechsten Kapitel werden die zentralen Diskussionen zusammengeführt, die Fragestellung beantwortet und die Arbeit kritisch reflektiert. Das siebte Kapitel zieht die Schlussfolgerungen.

2 Theoretische Grundlagen

Dieses Kapitel legt die theoretischen Grundlagen, um die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen in digitalen Räumen fassen zu können. Identität wird dabei nicht als vorgegebener innerer Kern verstanden, sondern als sozialer Prozess, der sich in der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Erwartungen vollzieht. Für queere junge Menschen ist dieser Prozess doppelt gerahmt: Sie stehen vor denselben alterstypischen Entwicklungsaufgaben wie alle Jugendlichen und jungen Erwachsenen und zugleich vor der Aufgabe, sich mit ihrer geschlechtlichen und sexuellen Identität in einer heteronormativen Gesellschaft zu verorten (vgl. Krell/Oldemeier 2017: 13 f.). Diese Doppelung bildet den Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen.

Um sie theoretisch zu erschliessen, führt das Kapitel zwei Perspektiven zusammen. Eine queer-theoretische Perspektive und das Konzept der Heteronormativität klären, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen queere Identität sichtbar und anerkennbar wird. Eine entwicklungs- und sozialisationstheoretische Perspektive beschreibt, welche Aufgaben sich jungen Menschen in dieser Lebensphase stellen. Darauf aufbauend werden digitale Räume als soziale Räume und in ihrer Bedeutung für den Alltag junger Menschen gefasst, bevor der Untersuchungsgegenstand abschliessend eingegrenzt wird.

2.1 Queer Theory und Identität

Der Begriff queer ist im englischen Sprachraum seit dem 16. Jahrhundert belegt und bedeutete ursprünglich «eigenartig» oder «schräg»; lange diente er als Schimpfwort für Menschen, die von heterosexuellen Normen abwichen. Seit den 1990er Jahren, ausgehend von der Aktivist*innengruppe Queer Nation, wird queer zunehmend als affirmative Selbstbezeichnung verwendet und gilt damit als Beispiel für die Aneignung und Resignifikation eines zuvor abwertenden Ausdrucks (vgl. Babka/Posselt 2024: 90 f.). Diese Umwertung bleibt jedoch brüchig und unabgeschlossen, weil die Geschichte eines Begriffs nicht vollständig getilgt werden kann und jede Resignifikation zugleich neue Zuschreibungen und Ausschlüsse hervorbringt (vgl. ebd.: 91).

Queer-theoretische Perspektiven stellen festgefügte Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität sowie damit verbundene Identitätsannahmen grundsätzlich infrage. Sie befassen sich mit Geschlecht und Sexualität im Sinne einer Macht- und Herrschaftsanalyse (vgl. Engel 2024: 12). Damit geht es nicht nur um einzelne Selbstverständnisse, sondern um die Frage, wie bestimmte Vorstellungen von Geschlecht gesellschaftlich hervorgebracht, stabilisiert und als selbstverständlich wahrgenommen werden.

Eine wichtige Referenz der Queer Theory ist Judith Butler. In Das Unbehagen der Geschlechter setzt Butler bei der Unterscheidung zwischen anatomischem Geschlecht und Geschlechtsidentität an. Geschlechtsidentität versteht sie nicht als kausales Resultat des biologischen Geschlechts, sondern als kulturelle Konstruktion beziehungsweise als Bedeutung, die einem sexuell bestimmten Körper zugeschrieben wird (vgl. Butler 1991: 22). Zugleich macht Butler deutlich, dass aus einem biologisch gedachten Geschlecht keine eindeutige Geschlechtsidentität folgen muss (vgl. ebd.: 23). Darüber hinaus problematisiert sie auch das scheinbar natürliche Geschlecht selbst: Dieses erscheint nicht als vordiskursive Tatsache, sondern als Effekt kultureller und diskursiver Hervorbringung (vgl. ebd.: 26).

Daran schliesst Butlers Konzept der Performativität an. Geschlecht entsteht nach Butler nicht unabhängig von sozialen Zusammenhängen, sondern wird durch wiederholte sprachliche und körperliche Praktiken fortlaufend hergestellt. Weiblichkeit oder Männlichkeit erscheinen dadurch nicht als natürliche Tatsachen, sondern als gesellschaftlich stabilisierte Wiederholungen normativer Erwartungen (vgl. ebd.: 49 f.). Geschlecht ist folglich nicht unabhängig von gesellschaftlichen Machtverhältnissen denkbar.

Über die Geschlechtsidentität hinaus bezieht Butler auch das Begehren in diese Ordnung ein. Als intelligibel, das heisst als kulturell verständlich, gelten Identitäten demnach nur, wenn sie Kohärenz und Kontinuität zwischen anatomischem Geschlecht, Geschlechtsidentität, sexueller Praxis und Begehren herstellen (vgl. ebd.: 38). Diese Verkopplung folgt einer heterosexuellen Logik. Ausgeschlossen werden dadurch nicht nur jene, deren Geschlechtsidentität sich nicht aus dem anatomischen Geschlecht herleitet, sondern ebenso jene, deren Begehren weder aus dem Geschlecht noch aus der Geschlechtsidentität folgt (vgl. ebd.: 39). Die queertheoretische Perspektive betrifft damit sowohl die geschlechtliche als auch die sexuelle Dimension: Nicht-Normativität kann im Begehren liegen, auch wenn Geschlecht und Geschlechtsidentität der Zweigeschlechternorm entsprechen.

Queer Theory lässt sich jedoch nicht nur auf Butler oder auf einen rein philosophischen Theorieansatz reduzieren. Neben engeren Verständnissen, die stärker an philosophisch-psychoanalytische und dekonstruktive Theoriebezüge anschliessen, verwenden Ben Hagai und Zurbriggen ein weiteres Verständnis von Queer Theory. Dieses knüpft an queere Bewegungen und deren Ziel an, binäre Geschlechter- und Sexualitätsordnungen abzubauen, weil diese Menschen marginalisieren, die sich nicht in solche Ordnungen einfügen (vgl. Ben Hagai/Zurbriggen 2022: 2). Für die vorliegende Arbeit ist dieses weitere Verständnis besonders anschlussfähig, weil digitale Räume nicht nur als Orte individueller Selbstdarstellung betrachtet werden, sondern als soziale Räume, in denen Anerkennung und Zugehörigkeit verhandelt werden.

Engel bündelt diese Grundlinien unter dem Begriff der Denaturalisierung. Ein entscheidendes Anliegen der Queer Theory besteht demnach darin, die Naturgegebenheit von Zweigeschlechterordnung und Heterosexualität infrage zu stellen und deren historische Gewordenheit sowie politische Wirksamkeit unter Bedingungen von Macht und Herrschaft hervorzuheben (vgl. Engel 2024: 34). Eng damit verbunden ist die queere Identitätskritik. Identitäten gelten nicht als gegeben, sondern als konstruiert; ihre Herstellung geht stets mit Ausschlüssen und Vereinheitlichungen einher (vgl. ebd.: 18).

Zusammengenommen verschieben diese Perspektiven den Blick auf Identität: Geschlecht, Sexualität und Identität erscheinen nicht als natürliche oder rein individuelle Gegebenheiten, sondern als sozial hervorgebrachte und normativ gerahmte Verhältnisse. Für die Frage nach Identitätsentwicklung bedeutet dies, dass Selbstverständnisse immer auch in Beziehung zu gesellschaftlichen Ordnungen entstehen. Diese Ordnungen bestimmen mit, welche Formen von Geschlecht und Sexualität als anerkennbar gelten und welche als abweichend markiert werden.

Diese identitätskritische Perspektive steht jedoch in einem Spannungsverhältnis zur gelebten Praxis. Identitätskategorien bleiben wichtige Bezugspunkte für Selbstverständnis und Zugehörigkeit und können zugleich politische Handlungsfähigkeit ermöglichen. Engel beschreibt queere Politik entsprechend als Balanceakt zwischen einer grundlegenden Kritik an Identität und einer Praxis, die nicht ohne Identifizierungen auskommt; Identitäten können dabei auch als Kategorien der Ermächtigung dienen (vgl. Engel 2024: 19 f.). Die queer-theoretische Perspektive wird in dieser Arbeit daher nicht als Auflösung von Identität verstanden, sondern als Sensibilisierung für ihre gesellschaftliche Bedingtheit und ihre veränderbare Bedeutung.

2.2 Heteronormativität und gesellschaftliche Normierungsprozesse

Gesellschaftliche Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität entstehen nicht unabhängig von sozialen, kulturellen und politischen Strukturen, sondern werden innerhalb gesellschaftlicher Normierungsprozesse hervorgebracht und stabilisiert (vgl. Babka/Posselt 2024: 14). Aus queer-theoretischer Perspektive gelten Kategorien wie Geschlecht, sexuelle Orientierung oder Identität daher nicht als natürliche Gegebenheiten, sondern als gesellschaftlich produzierte Ordnungen, die bestimmen, welche Lebensweisen als legitim, sichtbar oder «normal» gelten (vgl. ebd.: 14 f.).

Ein zentrales Konzept in diesem Zusammenhang ist die Heteronormativität. Der Begriff bezeichnet eine machtvolle Kopplung von normativer Heterosexualität und rigider Zweigeschlechtlichkeit; die Kritik normativer Heterosexualität geht dabei notwendig mit der Kritik einer naturalisierten, scheinbar unumstösslichen Geschlechterbinarität einher (vgl. Engel 2024: 42).

Andere Formen geschlechtlicher oder sexueller Identität erscheinen innerhalb dieser Ordnung als Abweichung.

Normen sind dabei nicht neutral, sondern beinhalten stets einen Macht- und Herrschaftsaspekt; ihre Setzung hängt von politischer und wirtschaftlicher Macht sowie von sozialen Ungleichheitsstrukturen ab (vgl. Rinnert 2020: 47). Solche Normen prägen nicht nur die gesellschaftliche Ordnung, sondern reichen bis in das Selbstverhältnis der Einzelnen hinein und beeinflussen, wie diese sich als Subjekte verstehen (vgl. Babka/Posselt 2024: 13). Zugleich sind solche Ordnungen nicht unverrückbar: Mader fasst jene Momente, in denen eindeutige Zuordnungen unterlaufen und normative Erwartungen verschoben werden, als Praktiken der Un_Bestimmtheit, die ein transformatives Potenzial entfalten können (vgl. Mader 2023: 196).

Diese Veränderbarkeit normativer Ordnungen hängt eng mit dem queer-theoretischen Verständnis von Macht zusammen. Im Anschluss an Michel Foucault wird Macht nicht ausschliesslich als repressiv, sondern als produktiv verstanden: Sie wirkt nicht nur durch Verbote oder Sanktionen, sondern bringt gesellschaftliche Wirklichkeiten und Subjekte zugleich hervor (vgl. Babka/Posselt 2024: 82). Engel entfaltet diese produktive Seite der Norm weiter: Die Macht der Norm kommt nicht nur als Zwang, Ausschluss oder Verbot daher, sondern ebenso als «Versprechen und Verführung» oder als flexible Normalisierung (vgl. Engel 2024: 43).

Normierungsprozesse verlaufen zudem nicht entlang einer einzigen Achse. Aus dekonstruktiver Sicht beruhen gesellschaftliche Ordnungen auf binären Gegensätzen wie Mann und Frau oder heterosexuell und homosexuell, in denen jeweils ein Pol als Norm privilegiert und der andere abgewertet wird (vgl. Babka/Posselt 2024: 28 f.).

2.3 Identitätsentwicklung im jungen Erwachsenenalter

Identitätsentwicklung stellt eine zentrale Entwicklungsaufgabe des Jugend- und jungen Erwachsenenalters dar. Sozialisationstheoretische Ansätze gehen davon aus, dass Persönlichkeitsentwicklung aus dem Zusammenspiel von innerer Realität, etwa körperlichen und psychischen Voraussetzungen, und äusserer sozialer Realität entsteht (vgl. Bauer/Hurrelmann 2021: 132). Identität entwickelt sich demnach nicht unabhängig vom sozialen Umfeld, sondern innerhalb gesellschaftlicher Bedingungen. In der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung werden die jeweils typischen Anforderungen einer Lebensphase als Entwicklungsaufgaben gefasst. Diese verbinden die für einen Lebensabschnitt charakteristischen individuellen Herausforderungen mit gesellschaftlichen Normen und Rollenvorschriften, über die in einer Kultur weitgehende Übereinstimmung besteht (vgl. Quenzel/Hurrelmann 2022: 23 f.). Identitätsentwicklung ist damit immer zugleich eine individuelle und eine gesellschaftlich gerahmte Aufgabe.

Quenzel und Hurrelmann unterscheiden vier zentrale Entwicklungsaufgaben, die in allen Lebensphasen in unterschiedlicher Ausprägung auftreten: das Qualifizieren als Entwicklung von Kompetenzen für sinnstiftende Tätigkeiten; das Binden, verstanden als Entwicklung eines Selbstbildes von Körper und Psyche zur Erlangung der eigenen Identität sowie der Fähigkeit zu tragfähigen Beziehungen; das Konsumieren als Entwicklung von Strategien der Entspannung und Regeneration; sowie das Partizipieren, also die Entwicklung eines eigenen Werte- und Normensystems und der Fähigkeit zur Mitgestaltung sozialer Lebensbedingungen (vgl. Quenzel/Hurrelmann 2022: 24 f.). Insbesondere die Aufgabe des Bindens verknüpft Identitätsbildung und soziale Zugehörigkeit unmittelbar und ist für die Fragestellung dieser Arbeit von zentraler Bedeutung, da digitale Räume genau an dieser Verbindung von Selbstbild und Beziehung ansetzen.

Damit werden zwei unterschiedliche Zugänge miteinander verknüpft: das queer-theoretische Verständnis von Identität als diskursivem Effekt (Kapitel 2.1) und das sozialisations- und entwicklungstheoretische Verständnis von Identität als Bewältigung von Entwicklungsaufgaben. Diese Perspektiven beruhen auf verschiedenen Annahmen und sind nicht spannungsfrei vereinbar: Die eine betont Macht, Diskurs und Normierung, die andere die konkreten Entwicklungsprozesse im Lebensverlauf. Gerade ihre Verbindung erlaubt es jedoch, Identitätsentwicklung queerer junger Menschen weder rein diskurstheoretisch noch entkoppelt von gesellschaftlichen Machtverhältnissen zu betrachten, sondern als Prozess, der durch gesellschaftliche Strukturen e beeinflusst wird.

Die Lebensphase Jugend beziehungsweise das junge Erwachsenenalter nimmt in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung ein. Jugend gilt heute nicht mehr nur als Übergang von der Kindheit zum Erwachsenenalter, sondern als eigenständige Lebensphase und konstitutiver Bestandteil des Lebenslaufs (vgl. Quenzel/Hurrelmann 2022: 20). Zu ihren zentralen Aufgaben gehört die Entwicklung eines Selbstbildes, das Selbstbeschreibungen, Selbstbewertungen und Vorstellungen der eigenen Zukunft umfasst (vgl. ebd.: 35 f.).

Gleichzeitig haben sich die Bedingungen des Aufwachsens in modernen Gesellschaften verändert. Traditionelle soziale Regeln und Umgangsformen haben sich gelockert; Quenzel und Hurrelmann sprechen von einer Ent-Traditionalisierung der Verhaltensregeln und einer Individualisierung der Lebensgestaltung (vgl. Quenzel/Hurrelmann 2022: 17). Jugendliche und junge Erwachsene müssen ihre Identität dadurch zunehmend selbst herstellen und gestalten. Sie verfügen einerseits über grössere Möglichkeiten individueller Lebensgestaltung, sind andererseits jedoch stärker gefordert, ihre Identität eigenständig zu entwickeln und sozial zu legitimieren. Damit gewinnt die Frage an Bedeutung, wie Identität wahrgenommen, dargestellt und sozial anerkannt wird.

Für die in dieser Arbeit fokussierte Altersgruppe der 18- bis 25-Jährigen ist das Konzept des emerging adulthood von Bedeutung, im Deutschen als angehendes oder auftauchendes Erwachsenenalter wiedergegeben (vgl. King 2020:357). Arnett beschreibt das angehende Erwachsenenalter als eine eigenständige, kulturell hervorgebrachte Lebensphase zwischen Jugend und Erwachsensein, die weder universell noch unveränderlich ist (vgl. Arnett 2000: 470). Theoretisch knüpft das Konzept an ältere Überlegungen an. Bereits Erikson beschrieb für moderne Industriegesellschaften eine verlängerte Adoleszenz und ein psychosoziales Moratorium, in dem jungen Menschen ein Aufschub verbindlicher Rollen zugestanden wird und sie durch freies Rollenexperimentieren ihren Platz in der Gesellschaft finden können (vgl. Erikson 1968, zit. nach Arnett 2000: 470). Erikson benannte damit, ohne es als eigene Phase zu fassen, einen Abschnitt, der weder eindeutig Jugend noch Erwachsensein ist. Demografisch ist in dieser Phase kaum etwas normativ festgelegt; zugleich sind die Lebensverhältnisse, etwa die Wohnsituation, ausgesprochen instabil (vgl. Arnett 2000: 471).

Zudem bietet diese Phase nach Arnett die grössten Möglichkeiten für Identitätserkundungen in den Bereichen Liebe, Arbeit und Weltanschauung (vgl. ebd.: 473). Was diese Phase so explorativ macht, ist das weitgehende Fehlen dauerhafter Rollenbindungen, das ein Ausprobieren auch um seiner selbst willen ermöglicht, bevor verbindliche Verpflichtungen des Erwachsenenlebens übernommen werden (vgl. ebd.: 474). Ob jemand als erwachsen gilt, bemisst sich dabei weniger an demografischen Übergängen als an individualistischen Kriterien, nämlich der Übernahme von Verantwortung für sich selbst und dem eigenständigen Treffen von Entscheidungen (vgl. ebd.: 473).

Diese Offenheit eröffnet Spielräume der Erkundung, verlagert aber zugleich die Verantwortung für die eigene Verortung stärker auf das Individuum. Das Konzept des emerging adulthood bietet eine Möglichkeit, das länger andauernde Dazwischen von Jugend und Erwachsensein begrifflich zu erfassen. Zugleich lässt sich diese Phase nicht eindeutig von der Adoleszenz abgrenzen, da Identitätsexplorationen, instabile Lebensentwürfe und das Offenhalten von Möglichkeiten auch über die Mitte der Zwanzigerjahre hinaus fortbestehen können (vgl. King 2020: 365 f.). Die damit beschriebenen Entwicklungen weisen daher nicht nur auf eine zeitliche Verlängerung des Erwachsenwerdens hin, sondern auch auf gesellschaftliche Veränderungen, durch die Übergänge weniger klar begrenzt sind und Identitätsfragen über feste Lebensphasen hinaus an Bedeutung behalten.

Für queere junge Menschen fällt die für diese Lebensphase charakteristische Offenheit mit einer noch ungefestigten Position und mit weniger eindeutigen Übergängen ins Erwachsenenalter zusammen. Das verlängerte Dazwischen des jungen Erwachsenenalters verschärft damit die Anforderung, die eigene Identität eigenständig auszuhandeln.

Für den weiteren Gang der Arbeit wird das Verhältnis der beiden theoretischen Zugänge abschliessend in einem Scharnierbegriff gebündelt: der Identitätsaushandlung. Er verbindet die Perspektiven mit einer klaren Arbeitsteilung. Die entwicklungs- und sozialisationstheoretische Perspektive beschreibt, welche Aufgaben sich jungen Menschen in dieser Lebensphase stellen und welche sozialen Ressourcen deren Bewältigung erfordert; die queer-theoretische Perspektive beschreibt die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen diese Bewältigung für queere junge Menschen überhaupt anerkennbar wird und welche Formen von Identität dabei sichtbar werden können. Wenn in den Kapiteln 3 und 4 vom Erproben von Selbstdarstellungen oder von Selbstwerdung die Rede ist, ist damit folglich kein vorgängiges, lediglich noch auszudrückendes Selbst unterstellt; gemeint ist ein Prozess, in dem Selbstverständnisse unter normativen Bedingungen hervorgebracht, erprobt und sozial verhandelt werden. Identitätsaushandlung bezeichnet damit genau die Schnittstelle, an der Entwicklungsaufgaben und Normierungsprozesse ineinandergreifen.

2.4 Digitale Räume als soziale Räume

Um die Bedeutung digitaler Räume für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen diskutieren zu können, ist zunächst zu klären, in welchem Sinne hier von „Räumen“ gesprochen wird. Der Raumbegriff dieser Arbeit folgt einem relationalen Verständnis, wie es Mader (2023) in der Auseinandersetzung mit queeren Räumen entfaltet. Mader versteht Raum als „Netzwerk aus Menschen, Dingen und Handlungen, die sich in einer bestimmten Ordnung zueinander befinden“, und fasst ihn als „relationale (An-)Ordnung“ (vgl. Mader 2023: 61). Raum ist demnach nicht ein vorgegebener, statischer Behälter, in dem soziales Handeln lediglich stattfindet, sondern wird in Praktiken fortlaufend hervorgebracht und umfasst soziale, kulturelle wie auch physische Dimensionen (vgl. ebd.: 62).

Der relationale Zugang ist zentral, weil er Raum nicht als gegeben, sondern als sozial und durch Handlung hervorgebracht versteht. Räume lassen sich aus dieser Perspektive nicht von gesellschaftlichen Machtverhältnissen trennen. Vielmehr sind sie Orte, an denen Zugehörigkeit und Anerkennung entstehen, aber auch verweigert werden können. Mader zeigt dies am Beispiel queerer Räume, in denen sich queere Handlungsfähigkeit gerade in Praktiken entfaltet, die mit den Brüchen hegemonialer Diskurse arbeiten (vgl. ebd.: 317). Ob aus solchen Praktiken Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial erwächst, die den Subjekten mehr Lebensmöglichkeiten eröffnet, bleibt dabei an den jeweiligen Kontext gebunden (vgl. ebd.).

Ausgehend von diesem Raumverständnis fasst die vorliegende Arbeit digitale Räume als soziale Handlungs- und Erfahrungszusammenhänge, die durch vernetzte Technologien ermöglicht werden. Gemeint sind soziale Netzwerke und Online-Communities, in denen Austausch und Unterstützung stattfinden. Digitale Räume sind damit nicht allein technische Infrastruktu-

ren, sondern soziale Gefüge, in denen Menschen sich begegnen und Zugehörigkeit erfahren. Sie verbinden geografisch getrennte Personen und ermöglichen Formen der Vergemeinschaftung, die nicht an physische Kopräsenz gebunden sind.

Eine anschlussfähige Bestimmung digitaler Räume bietet boyd mit dem Konzept der „networked publics". Sie versteht darunter durch vernetzte Technologien restrukturierte Öffentlichkeiten, die zugleich ein Raum und ein Kollektiv von Menschen sind (vgl. boyd 2011: 39). Solche Räume sind nach boyd durch vier strukturierende Eigenschaften (affordances) gekennzeichnet: Persistenz (Inhalte werden automatisch aufgezeichnet und bleiben bestehen), Replizierbarkeit (Inhalte lassen sich verlustfrei vervielfältigen), Skalierbarkeit (die potenzielle Sichtbarkeit von Inhalten kann stark variieren) und Durchsuchbarkeit (Inhalte und Personen werden auffindbar) (vgl. ebd.: 46).

Aus diesen Eigenschaften leitet boyd drei Dynamiken ab, die digitale Räume prägen: unsichtbare Publika, deren Zusammensetzung sich der kontrollierten Wahrnehmung entzieht, der Kollaps ursprünglich getrennter sozialer Kontexte sowie ein Verschwimmen der Grenze zwischen öffentlich und privat (vgl. ebd.: 49–52).

Diese Eigenschaften bestimmen soziales Handeln nicht, sie verändern jedoch die Bedingungen, unter denen Sichtbarkeit, Selbstdarstellung und Austausch in digitalen Räumen stattfinden, und werden in Kapitel 4 für die Ambivalenz digitaler Sichtbarkeit wieder aufgegriffen. Boyds Zugang betont dabei stärker die technischen Eigenschaften digitaler Räume, während der relationale Raumbegriff Maders deren soziale Hervorbringung in den Vordergrund stellt. In dieser Arbeit werden beide Perspektiven bewusst verbunden: So lässt sich digitaler Raum weder technikdeterministisch verkürzen noch von seiner technischen Materialität ablösen.

Diese soziale Qualität digitaler Räume lässt sich auch kommunikationssoziologisch fassen. Schmidt beschreibt soziale Medien als „vernetzte Öffentlichkeiten", die zugleich auf der technischen Vernetzung von Geräten, auf sozialen Beziehungsgeflechten und auf der Verknüpfung von Inhalten beruhen (vgl. Schmidt 2018: 54). In eine umfassendere gesellschaftliche Entwicklung ordnet sich dies ein, die Hemminger et al. mit dem Begriff der „Kultur der Digitalität" fassen: Digitalisierung ist demnach nicht bloss ein technischer Vorgang, sondern eine kulturelle Transformation, die soziale Praktiken, Institutionen und Subjekte gleichermassen durchdringt (vgl. Hemminger et al. 2025: 31). Digitale Räume sind damit Ausdruck einer veränderten gesellschaftlichen Wirklichkeit und nicht ein davon abgrenzbarer Sonderbereich.

Dieser theoretische Zugang ist in zweifacher Hinsicht bedeutsam. Erstens verdeutlicht er, dass digitale Räume nicht als neutrale Kommunikationskanäle, sondern als sozial strukturierte Orte zu verstehen sind, in denen die in Kapitel 2.2 dargestellten Normierungsprozesse fortwirken. Zweitens macht das relationale Raumverständnis nachvollziehbar, weshalb digitale Räume für Prozesse der Identitätsaushandlung relevant werden: In ihnen werden Zugehörigkeit, Sicht-

barkeit und Anerkennung hergestellt oder verweigert, wodurch sie zu Orten werden, an denen Identität sozial verhandelt wird.

2.5 Digitale Räume im Alltag junger Menschen

Digitale Räume sind zu einem selbstverständlichen Bestandteil der Lebenswelt junger Menschen geworden. Digitale Medien bilden dabei die technische Grundlage für soziale Handlungs- und Erfahrungszusammenhänge, die im Folgenden als digitale Räume verstanden werden. Bereits die zwischen 1985 und 2000 geborene Generation beschreiben Hurrelmann und Quenzel als mit interaktiven Medien aufgewachsene „digitale Eingeborene“, die diese intuitiv bedienen und einsetzen kann (vgl. Quenzel/Hurrelmann 2022: 68).

Für die Schweiz belegt die JAMES-Studie 2024 diese Verankerung mit aktuellen Zahlen: In der untersuchten Gruppe der 12- bis 19-Jährigen besitzen 99 Prozent ein Smartphone (vgl. Külling-Knecht et al. 2024: 5, 44). Messenger-Dienste wie WhatsApp, Signal oder Threema werden von 97 Prozent regelmässig genutzt (vgl. ebd.: 45), und in der ältesten befragten Gruppe der 18- bis 19-Jährigen nutzen 94 Prozent regelmässig Instagram (vgl. ebd.: 51). Die Studie fasst das Smartphone entsprechend als das „zentrale Instrument ihrer sozialen und kulturellen Teilhabe“ (vgl. ebd.: 78).

Über die kommunikative Nutzung hinaus nehmen Unterhaltungsangebote einen grossen Raum ein. Zu den beliebtesten Freizeitaktivitäten zählen audiovisuelle Inhalte wie Filme und Serien (vgl. ebd.: 13), und zeitlich nutzen Jugendliche ihr Smartphone im Median an Wochentagen drei und am Wochenende vier Stunden (vgl. ebd.: 44). Verbreitet ist auch das Gaming: Rund 80 Prozent der Jugendlichen spielen zumindest gelegentlich digitale Spiele, wobei der Anteil bei den Jungen mit 96 Prozent deutlich über jenem der Mädchen mit 65 Prozent liegt (vgl. ebd.: 56); die durchschnittliche Spieldauer liegt seit Jahren stabil bei rund einer Stunde an einem Wochentag und etwa zwei Stunden am Wochenende (vgl. ebd.: 57). Diese Befunde beziehen sich auf Jugendliche allgemein; sie belegen die alltägliche Verankerung digitaler Räume verlässlich, sagen für sich genommen aber noch nichts über deren spezifische Bedeutung für queere junge Menschen aus.

Über ihre alltägliche Nutzung hinaus haben digitale Räume auch eine sozialisatorische Bedeutung. Medien sind zu zentralen Orientierungspunkten der Identitätsentwicklung geworden und wirken als wichtige Sozialisationsinstanz. Sie eröffnen Jugendlichen Möglichkeiten der Selbstdarstellung, des sozialen Vergleichs und der selbstbestimmten Teilhabe an unterschiedlichen Lebensbereichen (vgl. Quenzel/Hurrelmann 2022: 177 f.).

Gerade für die Identitätsentwicklung sind sie bedeutsam, weil sie niedrigschwellige Möglichkeiten zur Selbstdarstellung, zum Vergleich mit anderen und zur sozialen Rückmeldung eröffnen. In ihnen entstehen, wie Schmidt zeigt, „persönliche Öffentlichkeiten“, in denen Nutzende

Inhalte nach persönlicher Relevanz auswählen, sich primär an das eigene Netzwerk richten und dialogisch kommunizieren (vgl. Schmidt 2018: 30). Sie sind damit zugleich Produzierende und Rezipierende und können ihre soziale Sichtbarkeit aktiv mitgestalten.

Warum Jugendliche soziale Netzwerke nutzen, zeigt eine vertiefende Auswertung der JAMES-Daten. Im Vordergrund stehen Unterhaltung und Informationssuche, während Selbstdarstellung deutlich seltener als Motiv genannt wird (vgl. Deda-Bröchin et al. 2025: 8). Das Motiv der sozialen Interaktion konnte in der Auswertung nicht zuverlässig erfasst werden, was unter anderem mit der verkürzten Skala und dem Ausschluss von Messengern zusammenhängen kann (vgl. ebd.: 12). Mediennutzung vollzieht sich zugleich innerhalb sozialer Kontexte: Familie, Schule und Peergruppe können Jugendliche bei der Entwicklung eines selbstbestimmten Medienumgangs unterstützen (vgl. Bernath et al. 2023: 15). Auch diese Befunde beziehen sich auf Jugendliche allgemein; für queere junge Menschen wird die Bedeutung solcher Umgebungsressourcen in Kapitel 4.1 wieder aufgegriffen.

Der Bericht von Gesundheitsförderung Schweiz ergänzt die bisherigen Befunde um eine gesundheitsbezogene Perspektive. Digitale Medien sind zu einem festen Bestandteil des Alltags von Jugendlichen und jungen Erwachsenen geworden (vgl. Gesundheitsförderung Schweiz 2022: 45). Zu den möglichen Belastungen zählen problematischer Mediengebrauch, Cybermobbing und sexuelle Belästigungen (vgl. ebd.: 44). Demgegenüber ermöglichen digitale Medien einen zeit- und ortsunabhängigen Zugang zu Informationen und können Austausch sowie soziale Unterstützung fördern (vgl. ebd.: 45). Digitale Räume erscheinen damit bereits auf der Ebene der alltäglichen Nutzung als ambivalente Erfahrungsräume; diese Ambivalenz wird in Kapitel 4 systematisch entfaltet.

Die genannten Quellen beziehen sich überwiegend auf Jugendliche, während diese Arbeit junge Erwachsene im Alter von 18 bis 25 Jahren fokussiert. Ihre Befunde bleiben dennoch anschlussfähig, da sich Prozesse der Identitätserkundung und sozialen Verortung im Sinne der emerging adulthood bis in das junge Erwachsenenalter fortsetzen können (vgl. King 2020: 365 f.). Digitale Räume bilden dabei einen Kontext, in dem solche Aushandlungsprozesse stattfinden.

3 Queere Identitätsentwicklung in digitalen Räumen

Nachdem in Kapitel 2 die theoretischen Grundlagen gelegt wurden, wird in diesem Kapitel diskutiert, welche Bedeutung digitale Räume für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen einnehmen. Ausgangspunkt ist der Befund, dass das Internet für queere Heranwachsende eine zentrale Ressource darstellt: Sie suchen und finden dort Wege zur Auseinandersetzung mit sich selbst und ihrer heteronormativen Umwelt und erschliessen sich Partizipations- und Handlungsoptionen und damit «Frei- und Möglichkeitsräume» (vgl. Rinnert 2020: 188). Diese lassen sich im Sinne des in Kapitel 2.3 entwickelten Identitätsverständnisses als Räume lesen, in denen Identität erprobt und ausgehandelt wird.

Diese Bedeutung erklärt sich aus dem Zusammenspiel zweier in Kapitel 2 entwickelter Linien. Zum einen ist der Alltag junger Menschen weitgehend von digitalen Medien durchdrungen, wie in Kapitel 2.5 dargelegt. Zum anderen sind queere junge Menschen in heteronormativ geprägten Lebenswelten häufig mit Unsichtbarkeit und fehlenden Bezugspunkten konfrontiert, wie die Auseinandersetzung mit Heteronormativität in Kapitel 2.2 gezeigt hat. Gerade in dieser Konstellation gewinnen digitale Räume an Gewicht. Die folgenden Abschnitte gliedern ihre Bedeutung in vier Dimensionen: Sichtbarkeit und Selbstrepräsentation (3.1), Community und Zugehörigkeit (3.2), Informationszugang und Erfahrungswissen (3.3) sowie die übergreifende Funktion als Räume der Identitätsaushandlung (3.4).

3.1 Sichtbarkeit und Selbstrepräsentation

Sichtbarkeit ist für queere Identitätsentwicklung ein ambivalenter, aber zentraler Bezugspunkt. Aus queer-theoretischer Perspektive sind Sichtbarkeit und politische Anerkennung wesentliche Ziele von Identitätspolitiken, bleiben zugleich aber an Kategorisierungen gebunden, die selbst Teil hegemonialer Ordnungen sein können (vgl. Mader 2023: 50). Sichtbarkeit ist demnach nicht per se entlastend, sondern wird in konkreten Räumen unter konkreten Bedingungen hergestellt.

Digitale Räume verändern die Bedingungen dieser Sichtbarkeit. Sie ermöglichen Formen der Selbstrepräsentation, die im physischen Nahumfeld, etwa in Familie, Schule oder Peer-Group, oft nicht möglich oder mit Risiken verbunden sind. Charakteristisch ist, dass die Annäherung an queere Themen zunächst unverbindlich, anonym und potenziell reversibel erfolgen kann, ohne unmittelbare soziale Folgen (vgl. Rinnert 2020: 189). Ein Interviewpartner Rinnerts beschreibt das Internet in dieser frühen Phase als „Guckkasten“, über den er sich der Thematik nähert, bevor er selbst aktiv in Austausch tritt (vgl. ebd.). Selbstrepräsentation in digitalen Räumen ist somit abgestuft und steuerbar. Sie reicht vom anonymen Beobachten über erste vorsichtige Darstellungsformen bis zu offener Sichtbarkeit.

Diese Steuerbarkeit ist für die Identitätsentwicklung bedeutsam, weil sie im Sinne der in Kapitel 2.3 beschriebenen Identitätserkundung ein Erproben unterschiedlicher Selbstdarstellungen erlaubt, ohne dass damit sofort ein verbindliches Coming-out im physischen Umfeld verbunden sein muss. Digitale Räume entkoppeln Sichtbarkeit teilweise von unmittelbarer Exposition. Dieser Aspekt wird in Kapitel 4 als Spannungsverhältnis zwischen Schutzraum und Exposition wieder aufgegriffen.

Diese ressourcenorientierte Lesart erfasst allerdings nur eine Seite der Sichtbarkeit. Rinnert selbst weist darauf hin, dass Sichtbarkeit queere Menschen zugleich verletzlicher macht, weil sie mit dem Coming-out den Reaktionen ihres Umfelds ausgesetzt sind (vgl. Rinnert 2020: 194). Warum Sichtbarkeit diesen Preis hat, lässt sich mit Mader präzisieren: Dieselbe Sichtbarkeit, die Selbstrepräsentation ermöglicht, bleibt an Anerkennungsbedingungen und Kategorisierungen gebunden und kann dadurch neue Normierungen hervorbringen (vgl. Mader 2023: 50). Rinnert und Mader konvergieren damit in der Feststellung, dass Sichtbarkeit ambivalent ist; Mader liefert die strukturelle Erklärung für den Mechanismus, den Rinnert an den Erfahrungen der Betroffenen aufzeigt. Sichtbarkeit ist somit nicht per se empowernd, sondern in ihrer Wirkung abhängig vom jeweiligen Raum und seinen Bedingungen.

3.2 Community, Zugehörigkeit und sozialer Austausch

Eine zweite zentrale Funktion digitaler Räume liegt in Zugehörigkeit und sozialem Austausch. Fehlen queeren jungen Menschen im familiären, schulischen oder beruflichen Umfeld Kontakte zu anderen queeren Personen, übernehmen digitale Räume eine kompensatorische Funktion. Diese wirkt in beide Richtungen, denn über das Internet lassen sich fehlende Informationen und Kontakte im Alltag ausgleichen, während umgekehrt die Teilhabe an queerer Subkultur fehlende digitale Zugänge ersetzen kann (vgl. Rinnert 2020: 241).

Auch das Swiss LGBTIQ+ Panel 2025 zeichnet für den Schweizer Kontext ein solches Bild: Persönliche und digitale Unterstützung durch andere LGBTIQ+ Personen kann ein zentraler Faktor für Zugehörigkeitsgefühl, Wohlbefinden und Gesundheit sein, insbesondere dort, wo Sichtbarkeit und Akzeptanz in der breiteren Gesellschaft fehlen (vgl. Eisner/Hässler 2025: 17). Da diese Angaben LGBTIQ+ Personen unterschiedlichen Alters umfassen, sind sie nicht spezifisch für junge Menschen, fügen sich aber in das hier beschriebene Muster ein.

Charakteristisch ist die enge Verschränkung digitaler und physischer Lebenswelten. Aus zunächst ausschliesslich digitalem Austausch können physische Freundschafts- und Liebesbeziehungen hervorgehen, während queere Subkultur digitale Räume umgekehrt zur Vernetzung nutzt (vgl. Rinnert 2020: 250). Eine klare Grenze zwischen persönlicher und virtueller Vernetzung lässt sich daher nicht ziehen. Über beide werden „Freundschaften etabliert, Rollenmodelle erlebt, Beziehungen angebahnt, erste sexuelle Erfahrungen gesammelt oder Informatio-

nen ausgetauscht“ (Krell/Oldemeier 2017: 133). Krell und Oldemeier deuten diese Kontaktaufnahme zu anderen nicht-heterosexuellen Menschen als Strategie, um soziale Sicherheit zu stärken, Unterstützungsnetzwerke zu erweitern und soziale Isolation zu vermeiden (vgl. ebd.: 132 f.).

Diese Funktion wird auch in der queeren Zeitgeschichte beschrieben. Nach de Silva und Lorenz liegt eine wesentliche Bedeutung virtueller Räume für queere Lebenswelten darin, dass sie neue Denk- und Handlungsräume jenseits einer heteronormativen und zweigeschlechtlich geprägten Ordnung eröffnen, und zwar durch persönlichen Austausch, sowie durch Vernetzung und politische Zusammenschlüsse. Digitale soziale Netzwerke und Apps haben dabei Funktionen übernommen, die zuvor andere Formate erfüllten (vgl. de Silva/Lorenz 2023: 141f.).

Zugehörigkeit ist allerdings nicht voraussetzungslos. Zwar trägt das Teilen einer sexuellen oder geschlechtlichen Identität zu einem Zugehörigkeitsgefühl bei, das viele queere Menschen als bedeutsam erleben (vgl. Formby 2017: 158). Doch fällt dieses Gefühl nicht allen zu: Wo die einen Zugehörigkeit erfahren, berichten andere von Ausschluss, weshalb die Annahme einer umfassenden Zugehörigkeit oder Inklusion innerhalb einer Community zu hinterfragen ist (vgl. ebd.: 159). Der Zugang zu queeren Räumen ist zudem an Bedingungen geknüpft und steht nicht allen in gleicher Weise offen, etwa wenn Ausschlüsse entlang von Aussehen oder finanziellen Mitteln verlaufen (vgl. ebd.: 124). Digitale queere Räume ermöglichen Zugehörigkeit somit nicht nur, sondern begrenzen sie zugleich. Damit tritt die ambivalente Grundstruktur bereits hier hervor.

Im Sinne des relationalen Raumverständnisses (Kapitel 2.4) lassen sich diese Communitys als digitale queere Räume verstehen, in denen Zugehörigkeit erfahrbar wird. Für diese Arbeit interessiert dabei nicht die Community selbst, sondern ihre Funktion für die individuelle Identitätsentwicklung (siehe Kapitel 1.2)

3.3 Informationszugang und Erfahrungswissen

Eng mit Sichtbarkeit und Austausch verbunden ist der Zugang zu Informationen und Erfahrungswissen. Das Internet fungiert für queere Heranwachsende als jederzeit verfügbares Informations- und Wissensmedium (vgl. Rinnert 2020: 188). Diese Funktion ist deshalb so zentral, weil queere Themen in Familie, Peer-Group und Bildungsinstitutionen häufig unsichtbar bleiben oder stereotyp konnotiert sind, sodass sich queere Jugendliche Wissen meist selbst erschliessen müssen (vgl. ebd.: 189). Für queere Lebenswelten erfüllen virtuelle Räume diese Informations- und Wissensfunktion nicht erst seit Kurzem, sondern seit jeher (vgl. de Silva/Lorenz 2023: 142 f.).

Digitale Räume bieten hierfür einen niedrigschwelligen, anonymen und jederzeit verfügbaren Zugang. Über das Internet eignen sich queere Jugendliche und junge Erwachsene nach Krell und Oldemeier Kompetenzen an und bilden Meinungen, die ihnen bei der Auseinandersetzung mit dem eigenen Erleben und ihrer Umwelt helfen (vgl. Krell/Oldemeier 2017: 132).

Über den allgemeinen Informationszugang hinaus erschliessen digitale Räume Erfahrungswissen. Das Internet erlaubt es queeren Nutzer*innen, ganz individuellen Fragen nachzugehen, etwa zur Transition oder zu konkreten Alltagsthemen, und dieses queere Wissen wird zur Ressource, mit der sie sich selbst und ihre Situation im Sinne einer positiven Identitätsarbeit besser verstehen (vgl. Rinnert 2020: 266). Zugleich vermittelt es die Sprache und die Begriffe, um das eigene Empfinden in Worte zu fassen und sich selbst zu benennen (vgl. ebd.). Besonders im Coming-out wird solches Erfahrungswissen bedeutsam: Zu sehen, wie andere vorgegangen sind und welche Reaktionen möglich sind, kann helfen, eigene Ängste zu überwinden (vgl. ebd.).

Häufig ist das Internet überdies der Ort, an dem queere Jugendliche erstmals mit Menschen in Kontakt treten, die die eigenen Erfahrungen teilen (vgl. ebd.: 267). Der Informationszugang beschränkt sich dabei nicht auf alltagspraktisches Wissen, sondern reicht bis zu internationalen theoretischen Debatten über Geschlecht und Sexualität, allen voran der Queer Theory (vgl. de Silva/Lorenz 2023: 143). Solches Wissen kann zudem eigene, teils entmutigende Fehlannahmen korrigieren und dadurch neue Handlungsmöglichkeiten sichtbar machen (vgl. Rinnert 2020: 190). In dieser Verbindung von Information und Erfahrungswissen erscheint das Internet nicht nur als Informationsmedium, sondern als Möglichkeitsraum mit subversivem und emanzipatorischem Potenzial (vgl. ebd.: 267).

3.4 Digitale Räume als Räume der Identitätsaushandlung

Dass gerade digitale Räume für diese Aushandlung Gewicht erhalten, hängt auch mit der hier betrachteten Lebensphase zusammen, in der Identitätsfindung und Selbstpositionierung zentrale Entwicklungsaufgaben darstellen (siehe Kapitel 2.3).

Die drei vorangegangenen Dimensionen der Sichtbarkeit, der Zugehörigkeit und des Informationszugangs greifen ineinander und lassen sich als Aspekte eines übergreifenden Prozesses verstehen, nämlich der Aushandlung von Identität. Versteht man Identitätsentwicklung mit Kapitel 2.3 als sozialen, gesellschaftlich geprägten Aushandlungsprozess und Raum mit Kapitel 2.4 als relationale, in Praktiken hervorgebrachte Anordnung, so erscheinen digitale Räume als Orte, an denen queere junge Menschen Selbstverständnis, Zugehörigkeit und Anerkennung aktiv verhandeln.

In diesen Aushandlungen übernehmen queere junge Menschen nicht nur vorgefundene Identitätsangebote, sondern bringen eigene Formen der Selbstrepräsentation und Vergemein-

schaftung hervor. Handlungsfähigkeit entfaltet sich dabei gerade in Praktiken, die mit den Brüchen hegemonialer Diskurse arbeiten (vgl. Mader 2023: 45). Digitale queere Räume sind dabei nicht blosse Kulisse, sondern werden durch diese Praktiken selbst hervorgebracht, indem queere junge Menschen sie nicht nur nutzen, sondern aktiv mitgestalten (vgl. Rinnert 2020: 275). Eingebettet ist diese Aushandlung in ein sich wandelndes gesellschaftliches Verständnis, in dem sich immer mehr Menschen jenseits binärer Kategorien von Geschlecht und Sexualität verorten (vgl. Ben Hagai/Zurbriggen 2022: 15).

Damit lässt sich digitale Identitätsaushandlung als ein selbstgesteuerter und sozial eingebetteter Prozess verstehen, der vom anonymen Informationszugang über erste Formen der Selbstrepräsentation bis zur Einbindung in queere Communitys reichen kann und in dem physische und digitale Lebenswelten eng verschränkt sind. Inwiefern diese Aushandlung zugleich mit Belastungen und Grenzen verbunden ist, wird im folgenden Kapitel diskutiert.

4 Ambivalenzen digitaler Räume zwischen Empowerment und Vulnerabilität

Die in Kapitel 3 beschriebenen Funktionen digitaler Räume sind nicht eindeutig positiv oder negativ, sondern ambivalent. Dieselben Eigenschaften, die Sichtbarkeit und Zugehörigkeit ermöglichen, können ebenso zu Angriffsfläche und Belastung werden. Diese Ambivalenz ist kein Zufall, sondern folgt daraus, dass digitale Räume soziale Räume sind (siehe Kapitel 2.4) und als solche von denselben heteronormativen Verhältnissen durchzogen bleiben, die queere Identitätsentwicklung auch ausserhalb des Digitalen prägen (siehe Kapitel 2.2). Dieser Doppelcharakter bildet den Gegenstand des folgenden Kapitels, das ihn entlang der leitenden Unterscheidung von Empowerment und Vulnerabilität ordnet. Auf die empowernden Möglichkeiten (4.1) folgen die vulnerabilisierenden Wirkungen: offene Diskriminierung und Hassrede (4.2), subtilere Formen des Ausschlusses und der Anpassung (4.3) sowie das Spannungsverhältnis von Schutzraum und Exposition (4.4). Am Ende steht die Frage nach den Folgen für die psychische Gesundheit (4.5).

4.1 Empowerment durch digitale Sichtbarkeit und Vernetzung

Empowerment, im Deutschen als Ermächtigung übersetzt, gilt in der Fachdiskussion als schwer fassbares Paradigma, das mit vielfältigen Definitionen und theoretischen Unbestimmtheiten einhergeht (vgl. Blank 2024: 20). Die darin enthaltene “power” reicht von einer personalen Stärken- und Ressourcenperspektive über soziale Selbstorganisation bis zu gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen (vgl. ebd.: 40). Ihren Ausgangspunkt hat Ermächtigung nach Blank in der Kontrolle über das eigene Leben und in der Deutungs- und Definitionsmacht über die eigenen Bedürfnisse und Ziele (vgl. ebd.: 46). In diesem Sinne wird Empowerment hier als Erweiterung von Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmung verstanden.

Digitale Räume können in diesem Sinne empowernd wirken. Soziale Netzwerke bieten Jugendlichen eine „Probebühne für Identitätsentwürfe, Selbstreflexion und für einen kreativen Selbstausdruck“ und können sie bei altersspezifischen Entwicklungsaufgaben unterstützen (vgl. Gesundheitsförderung Schweiz 2022: 44). Für queere junge Menschen verdichtet sich dieses Potenzial zu einer spezifischen Ressource, indem digitale Räume, wie in Kapitel 3 gezeigt, einen Möglichkeitsraum für Selbstrepräsentation, Wissenszugang und Zugehörigkeit eröffnen. Ermächtigung meint hier die erweiterte Möglichkeit, sich selbst darzustellen und am sozialen Leben teilzuhaben. Unterstützung durch andere LGBTIQ+ Personen ist zudem mit einem stärkeren Zugehörigkeitsgefühl sowie mit Wohlbefinden und Gesundheit verbunden (vgl. Eisner/Hässler 2025: 17).

In der selbstbestimmten Steuerung dessen, wer man in welchem Raum sein möchte, zeigt sich genau jene Deutungs- und Definitionsmacht über die eigene Identität, die den Kern des oben umrissenen Empowerment-Verständnisses bildet.

Dass Empowerment von unterstützenden Beziehungen abhängt, zeigt sich auch in allgemeinen Jugenddaten. Nach dem JAMESfocus-Bericht zu familiären und sozialen Ressourcen schützen solche Ressourcen zwar nicht vor problematischen Medienerfahrungen, helfen jungen Menschen aber, negative Erfahrungen zu verarbeiten (vgl. Bernath et al. 2023: 15). Fehlt diese Rückendeckung im Nahumfeld, etwa bei ausbleibender Akzeptanz, kann die genannte digitale Unterstützung durch andere LGBTIQ+ Personen als teilweise kompensierende Ressource an Gewicht gewinnen.

Zugleich ist der Empowerment-Begriff im Kontext sozialer Medien kritisch zu rahmen. Die alltägliche Selbstvergewisserung eigener Power steht heute unter dem Druck der Selbstoptimierung und einer Selbstvermarktungslogik (vgl. Blank 2024: 20 f.). Eine pauschale Zuschreibung von Eigenmacht kann zudem die Ursachen von Notlagen individualisieren und die Ohnmacht der Betroffenen verstärken (vgl. ebd.: 73). Ermächtigung ist deshalb nicht mit gesteigerter Sichtbarkeit oder gelungener Selbstdarstellung gleichzusetzen. Wo Sichtbarkeit vor allem den Verwertungslogiken der Plattformen folgt (siehe Kapitel 4.3), kann sie Empowerment ebenso simulieren wie ermöglichen.

Schliesslich bleibt dieses Empowerment an Voraussetzungen gebunden. Es entfaltet sich vor allem dort, wo Zugang, ein gewisses Mass an Sicherheit und unterstützende Kontakte gegeben sind. Fehlen diese Bedingungen, kann dieselbe Sichtbarkeit, die stärkt, in Belastung umschlagen. Empowerment ist somit keine Eigenschaft digitaler Räume an sich, sondern ein Möglichkeitsraum, dessen Verwirklichung von konkreten sozialen und technischen Bedingungen abhängt. Damit ist der Übergang zur vulnerabilisierenden Seite bereits angelegt.

4.2 Vulnerabilität durch Diskriminierung und Hassrede

Vulnerabilität bezeichnet eine erhöhte Verletzbarkeit, die nicht Eigenschaft der Person, sondern Folge gesellschaftlicher Bedingungen ist. Fassen lässt sie sich mit dem von Ilhan M. Meyer entwickelten Minority-Stress-Modell: Stigmatisierung, Vorurteile und Diskriminierung erzeugen für sexuelle Minderheiten eine zusätzliche, chronische und sozial verursachte Belastung, die zu den allgemeinen Stressoren des Lebens hinzukommt (vgl. Meyer 2003: 676). Das Modell trennt distale Stressprozesse, also äussere Ereignisse wie Diskriminierung, von proximalen, also inneren Prozessen, wie der Erwartung von Zurückweisung, dem Verbergen der eigenen Identität und internalisierter Stigmatisierung (vgl. ebd.: 676 f.). Ergänzend tritt eine leiblich-materielle Seite hinzu: Sobald queere Menschen erkennbar sind, sind sie in der direkten Interaktion einem erhöhten Diskriminierungsrisiko ausgesetzt (vgl. Rinnert 2020: 206 f.).

Vulnerabilität hat damit eine psychosoziale und eine leibliche Dimension, die beide gesellschaftlich ungleich verteilt sind.

Digitalen Räumen ist eine entsprechende Kehrseite eingeschrieben. Für Jugendliche allgemein dokumentiert der Bericht von Gesundheitsförderung Schweiz, dass 2020 ein Viertel bereits Cybermobbing erlebt hatte und 44 Prozent mindestens einmal mit unerwünschten sexuellen Absichten kontaktiert wurden (vgl. Gesundheitsförderung Schweiz 2022: 44). Wie verbreitet Hassrede ist, zeigt der JAMESfocus-Bericht: Mehr als die Hälfte der 16- bis 19-Jährigen in der Schweiz stösst regelmässig auf Hasskommentare (vgl. Külling et al. 2021: 17). Antiqueere Feindlichkeit ist dabei besonders sichtbar: In einer deutschen Erhebung werden Hasskommentare gegen homosexuelle (87 Prozent) und transsexuelle (80 Prozent) Personen mit am häufigsten wahrgenommen (Geschke et al. 2019, zit. nach Külling et al. 2021: 5). Für queere Menschen verschärft sich dies auch in der Schweiz: Im Swiss LGBTIQ+ Panel 2025 gaben 59,3 Prozent an, im vergangenen Jahr Online-Mobbing oder Hassrede im Zusammenhang mit ihrer LGBTIQ+ Identität erlebt zu haben (vgl. Eisner/Hässler 2025: 19).

Diese Zuspitzung hängt unmittelbar mit der bereits in Kapitel 3.1 angelegten Ambivalenz von Sichtbarkeit zusammen: Dieselbe Sichtbarkeit, die Selbstrepräsentation ermöglicht, macht queere Selbstdarstellung erkennbar und angreifbar. Dass sich diese Angriffe gezielt entlang der geschlechtlichen und sexuellen Identität richten, verweist auf mehr als einzelne Übergriffe: Die in Kapitel 2.2 beschriebene heteronormative Ordnung setzt sich online nicht nur fort, sondern wird aktiv gegen jene gewendet, die von ihr abweichen.

Die Folgen bleiben nicht auf die einzelne Interaktion beschränkt. Als distaler Stressor wirkt Hassrede auch vermittelt, indem sie die Erwartung von Zurückweisung nährt, die als proximaler Prozess eine fortlaufende Wachsamkeit erzeugt und damit auch jene belastet, die selbst noch keine Übergriffe erlebt haben (vgl. Meyer 2003: 676 f.). Die hohe Verbreitung von Online-Hassrede belastet queere junge Menschen somit doppelt, als konkrete Erfahrung und als ständig präsente Möglichkeit. Diese Betroffenheit ist innerhalb der Gruppe ungleich verteilt, weil sich Diskriminierungserfahrungen entlang weiterer Ungleichheitsverhältnisse überlagern können (siehe Kapitel 2.2). Wie sich diese Belastung auf die psychische Gesundheit auswirkt, wird in Kapitel 4.5 aufgegriffen.

4.3 Exklusion, Anpassungsdruck und Plattformlogiken

Über offene Diskriminierung hinaus wirken subtilere Formen von Ausschluss und Anpassungsdruck, und zwar auf zwei Ebenen. Dass das Internet insgesamt heteronormativ geprägt bleibt und ausdrücklich queer ausgerichtete Räume vergleichsweise marginal sind (vgl. Rinnert 2020: 200), ist dabei nur ein Aspekt. Queere Selbstdarstellung bewegt sich damit zwar in ei-

nem Feld, dessen Normalitätsvorstellungen sie nicht selbst gesetzt hat. Ebenso bedeutsam ist jedoch, dass Ausschluss auch innerhalb queerer Räume selbst stattfindet.

Zugehörigkeit in queeren Räumen ist häufig an Konformität geknüpft, was Homogenität fördert und belohnt (vgl. Formby 2017: 40). In physischen queeren Räumen strukturieren zudem Ausschluss und Hierarchisierung die Räume, obwohl sich diese ausdrücklich gegen solche Ordnungen richten; so bleiben etwa ältere Menschen und inter* Personen dort häufig unsichtbar (vgl. Mader 2023: 317). Solche Ausschlüsse verlaufen nicht allein entlang von Alter oder Geschlecht, sondern ebenso entlang von Rassismus und Klassismus, die auch in queeren Räumen wirksam bleiben (vgl. ebd.: 202); Zugehörigkeit ist damit selbst innerhalb der Community kein Automatismus, weil Diskriminierung ebenso von und unter LGBTIQ+ Personen ausgehen kann (vgl. Formby 2017: 195). Überträgt man dies auf digitale queere Räume, bleibt Zugehörigkeit auch dort an einen geteilten und mitunter normativ wirkenden Konsens gebunden und steht nicht allen in gleicher Weise offen; gerade in digitalen Kontakt- und Dating-Räumen zeigt sich dies in rassifizierenden und körperbezogenen Ausschlüssen (vgl. ebd.: 89). Wer diesem Konsens nicht entspricht, kann selbst in vermeintlich geschützten Räumen an den Rand geraten.

Verstärkt wird dieser Druck durch die bereits in Kapitel 3.1 benannte Bindung von Sichtbarkeit und Anerkennung an Kategorisierungen, die neue Normierungen erzeugen kann. In digitalen Räumen verdichtet sie sich zu einem Druck zur Eindeutigkeit, der einem offenen, prozesshaften Identitätsverständnis (siehe Kapitel 2.1) zuwiderläuft.

Diese sozialen Normierungen werden durch die technische Architektur verstärkt. Aus einer unüberschaubaren Informationsfülle stellen soziale Medien stets eine Auswahl bereit, die durch algorithmisches Filtern, Empfehlen und Personalisieren bestimmt wird und die Tendenz verstärkt, sich mit Ähnlichem zu umgeben (vgl. Schmidt 2018: 68 f.). Welche Inhalte und Kontakte Reichweite erhalten, folgt damit einer Plattformlogik, deren Parameter nicht offengelegt sind (vgl. ebd.: 69). Für queere Selbstdarstellung heisst das, dass Sichtbarkeit von intransparenten Mechanismen abhängt, die sich der eigenen Kontrolle entziehen.

Sozialer und technischer Druck verstärken sich so gegenseitig und begünstigen normkonforme Darstellungsweisen. Ausschluss vollzieht sich dabei weniger als offene Zurückweisung denn als stille Bevorzugung des Erwartbaren, was ihn schwerer erkennbar und schwerer bearbeitbar macht.

4.4 Spannungsverhältnis zwischen Schutzraum und Exposition

Die bisherigen Befunde bündeln sich in einem Spannungsverhältnis: Digitale Räume sind für queere junge Menschen zugleich Schutzraum und Ort der Exposition. Als Schutzraum erlauben sie eine anonyme, unverbindliche und reversible Annäherung an queere Themen, ohne

unmittelbare Folgen im physischen Nahumfeld (vgl. Rinnert 2020: 273). Sie entkoppeln Sichtbarkeit teilweise von Exposition und schaffen einen geschützten Erprobungsraum. Auch dieser Schutz ist jedoch nicht eindeutig, denn queere Räume werden nicht immer als sicher erlebt (vgl. Formby 2017: 198).

Dieselbe Sichtbarkeit kann in Exposition umschlagen, was in der Architektur sozialer Medien angelegt ist. Online geteilte Inhalte sind persistent, ohne Qualitätsverlust kopierbar, in ihrer Reichweite skalierbar und durchsuchbar (vgl. Schmidt 2018: 37); sie entsprechen damit den von boyd beschriebenen Affordanzen der Persistenz und Durchsuchbarkeit (vgl. boyd 2011: 46). Hinzu kommt, dass Nutzende das tatsächliche Publikum ihrer Äusserungen nicht kontrollieren, da nicht ersichtlich ist, wer mitliest (vgl. Schmidt 2018: 38). Ebendiese Eigenschaften eröffnen Angriffsflächen, etwa durch Cybermobbing oder unerwünschte Kontakte.

Warum der Schutzraum fragil bleibt, verdeutlichen die in Kapitel 2.4 eingeführten Dynamiken: unsichtbare Publika, der Kollaps zuvor getrennter sozialer Kontexte und ein Verschwimmen der Grenze zwischen öffentlich und privat (vgl. boyd 2011: 49). Eine Äusserung, die für einen vertrauten Kreis gedacht war, kann so unvermittelt in einen ablehnenden Kontext geraten. Der Kollaps der Kontexte trifft dabei gerade jene, die ihre Sichtbarkeit bewusst steuern. Online lässt sich das eigene Verhalten kaum auf ein bestimmtes Publikum abstimmen, weil sich unterschiedliche soziale Kontexte mit je eigenen Erwartungen überlagern (vgl. ebd.: 50).

Zwar lassen sich Kontexte teilweise trennen, etwa durch das Fernhalten unerwünschter Personen oder durch Einstellungen zur Privatsphäre, doch können motivierte Einzelne solche Grenzen häufig umgehen (vgl. ebd.: 51). Der Schutz, den ein Raum zu bieten scheint, ist damit nie vollständig kalkulierbar, und ein ungewolltes Outing bleibt ein latentes Risiko.

Das Minority-Stress-Modell liefert dafür eine präzise Sprache. Das Verbergen der eigenen Identität wirkt paradox: Es schützt vor Übergriffen, belastet aber selbst und schneidet zugleich von den unterstützenden Ressourcen der Community ab (vgl. Meyer 2003: 681 f.). Die abgestufte Sichtbarkeit digitaler Räume (siehe Kapitel 3.1) lässt sich als Möglichkeit lesen, zwischen den Kosten des Verbergens und den Risiken der Offenlegung zu vermitteln. Hinzu kommt eine leibliche Entlastung, weil die anonyme digitale Kontaktaufnahme das in der direkten Begegnung erhöhte Diskriminierungsrisiko senkt (siehe Kapitel 4.2). Der Schutzraum verschiebt die Exposition damit von der leiblichen auf eine datenförmige Ebene, wo sie fragil bleibt, weil die Kontrolle über das tatsächliche Publikum begrenzt ist.

Schutz der Anonymität und Risiko der Exposition sind somit nicht getrennt, sondern zwei Seiten derselben digitalen Sichtbarkeit. Für die Identitätsentwicklung heisst das, dass queere junge Menschen fortlaufend abwägen, wie viel Sichtbarkeit sie in welchem Raum und gegenüber welchem, nur begrenzt kontrollierbaren Publikum zulassen.

4.5 Auswirkungen auf psychische Gesundheit und Wohlbefinden

Die beschriebene Ambivalenz hat unmittelbare Folgen für die psychische Gesundheit. Gesundheit und Krankheit sind aus gesundheitssoziologischer Sicht nicht allein individuelle, sondern sozial bedingte Phänomene (vgl. Faltermaier 2023: 248). Belastungen queerer junger Menschen sind entsprechend nicht als individuelle Defizite, sondern als Folge von Stigmatisierung zu verstehen. Für sexuelle Minderheiten konkretisiert das in Kapitel 4.2 eingeführte Minority-Stress-Modell diese Bedingtheit:

Die erhöhte Prävalenz psychischer Belastungen erklärt sich aus einem zusätzlichen, chronischen und sozial verursachten Stress (vgl. Meyer 2003: 676). Dabei legt das Modell die Betroffenen nicht auf eine Opferrolle fest, denn der Minderheitenstatus ist zugleich mit Ressourcen wie Gruppensolidarität verbunden, und gelingende Bewältigung ist verbreitet (vgl. ebd.: 677, 691 f.).

Empirisch zeigt sich dies deutlich: LGBTIQ+-Menschen sind im Verlauf von Kindheit und Jugend infolge von Stigmatisierung häufiger von Suchterkrankungen, Depressionen und Suizidversuchen betroffen als gleichaltrige cis-heterosexuelle Menschen (vgl. Gesundheitsförderung Schweiz 2022: 80).

Aktuelle Schweizer Daten liefert das Swiss LGBTIQ+ Panel 2025: Alle Gruppen queerer Personen berichten häufiger von schlechter psychischer Gesundheit als endogeschlechtlich cisheterosexuelle Personen (24,9 Prozent). Der Anteil reicht von sexuellen Minderheiten (29,6 Prozent) über intergeschlechtliche Personen (38,2 Prozent) bis zu geschlechtlichen Minderheiten, von denen über die Hälfte (51,7 Prozent) in die Kategorie schlechter psychischer Gesundheit fällt (vgl. Eisner/Hässler 2025: 30). Im Sinne der sozialen Bedingtheit von Gesundheit ist dies nicht als Merkmal der Personen, sondern als Folge anhaltender Stigmatisierung zu deuten.

Welche Rolle die Mediennutzung selbst spielt, ist differenziert zu sehen: Digitale Medien bergen für Jugendliche Risiken wie negative Vergleichsprozesse und Cyberbullying (vgl. Bernath et al. 2020: 4), wirken aber nicht einseitig. Dieselben Räume, die belasten, können ebenso entlasten. Die allgemeinen Wirkungen der Mediennutzung als solche, etwa Nutzungsdauer oder generelle Vergleichsdynamiken, lassen sich eher der Medienwirkungsforschung zuordnen und werden hier nicht vertieft.

Die Belastung durch soziale Medien ist zudem weder allgemein noch gleich verteilt: Rund die Hälfte der jungen Menschen fühlt sich selten oder nie durch soziale Medien gestresst (50,9 Prozent), und weibliche Jugendliche berichten häufiger von Stress als männliche (vgl. Pro Juventute 2026: 10 f.). Diese Daten differenzieren allerdings nur nach Alter und Geschlecht; die queer-spezifische Belastung bildet erst das oben genannte Panel ab. Digitale Räume wirken

damit nicht auf alle gleich, sondern je nach Person, Nutzung und Kontext. Ebendiese Ambivalenz macht sie zu einem relevanten Gegenstand der Sozialen Arbeit, der im folgenden Kapitel entfaltet wird.

5 Bedeutung digitaler Räume für die Soziale Arbeit

Aus den vorangegangenen Kapiteln ergibt sich ein doppeltes Bild: Digitale Räume eröffnen queeren jungen Menschen Ressourcen für ihre Identitätsentwicklung und setzen sie zugleich spezifischen Belastungen aus. Für die Soziale Arbeit stellt sich damit die Frage, wie sie diese Ressourcen aufgreifen und zugleich den Belastungen begegnen kann. Das vorliegende Kapitel geht ihr in mehreren Schritten nach: Es bestimmt digitale Räume als Gegenstand professionellen Handelns (5.1), wendet sich den Herausforderungen für die Praxis zu (5.2) und den Handlungsperspektiven für Beratung und Unterstützung (5.3) sowie der digitalen Präsenz und Erreichbarkeit (5.4). Den Abschluss bilden die professionellen Grenzen und Spannungsfelder (5.5).

5.1 Digitale Räume als Gegenstand der Sozialen Arbeit

Die internationale Definition, auf die sich der Berufskodex der Sozialen Arbeit Schweiz stützt, fasst Soziale Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin, die sich an den Menschenrechten, der sozialen Gerechtigkeit und der Anerkennung der Verschiedenheit orientiert und deren Auftrag in der Ermächtigung und Befreiung von Menschen liegt (vgl. AvenirSocial 2026: 8). Ihr Wirken erstreckt sich über mehrere Ebenen, vom direkten Kontakt mit Einzelnen und Gruppen über die Mitgestaltung von Organisationen bis zum Einsatz für gesellschaftliche und politische Veränderungen (vgl. ebd.: 9).

Zu den Grundprinzipien gehört die Anerkennung jeder Person in ihrer Ganzheit, also in ihrer je eigenen Geschichte, Identität und in ihren Kontexten, wobei besonders vulnerablen Personen und Gruppen erhöhte Beachtung zukommt (vgl. ebd.: 12). Damit sind queere junge Menschen als Adressat*innen bereits im professionellen Selbstverständnis angelegt, als Personen, deren Identität anzuerkennen und deren Verletzlichkeit als Folge gesellschaftlicher Bedingungen und nicht als individuelles Defizit zu verstehen ist (vgl. Bitzan/Schirmer 2023: 14).

Für den digitalen Raum hält der Berufskodex mit der Handlungsleitlinie zum Umgang mit Digitalität fest, dass die Verbindung von digitalen Technologien und Menschen den beruflichen Alltag prägt. Digitalität kann Inklusion fördern und die Reichweite sozialer Massnahmen vergrössern, stellt zugleich aber die Vertraulichkeit und den Schutz der Privatsphäre vor grosse Herausforderungen; Fachpersonen sind dadurch angehalten, diskriminierende Verzerrungen von Algorithmen mitzudenken und den Zugang der Adressat*innen zu digitalen Angeboten wie deren digitale Kompetenzen zu fördern (vgl. AvenirSocial 2026: 21).

Diese berufsethische Verankerung trifft auf eine sich stets verändernde Praxis: Die Soziale Arbeit wird seit den 1990er Jahren zusehends durch digitale Medien verändert und ist in ihrer Berufspraxis längst technologisch durchdrungen (vgl. Bertsche/Como-Zipfel 2023: 154 f.).

Diese Entwicklung betrifft nicht nur die Arbeitsweisen, sondern den Gegenstand der Profession selbst. Der gesellschaftliche Ort, an dem soziale Probleme entstehen, hat sich durch die Digitalisierung verschoben, sodass sich die Bewältigungsaufgaben der Adressat*innen ohne die Folie digitaler Strukturen nicht mehr angemessen erfassen lassen (vgl. Beranek 2021: 62). Digitale Medien sind allgegenwärtig geworden und damit Teil jener Lebenswelt, in der sich Beziehungen und identitätsbildende Erfahrungen vollziehen (vgl. ebd.: 122). Der Lebensweltbezug der Sozialen Arbeit, der ihr fachliches Selbstverständnis prägt, erstreckt sich damit notwendig auch auf digitale Räume, deren Wirklichkeit für die Adressat*innen anzuerkennen und nicht vorschnell normativ zu bewerten ist (vgl. ebd.: 62).

Digitale Räume sind damit nicht allein faktisch, sondern professionsethisch ein Gegenstand der Sozialen Arbeit. Sie betreffen ihre fördernde wie ihre schützende Funktion: Als Orte von Information, Austausch und Zugehörigkeit können sie Schutzfaktoren stärken und soziale Teilhabe sichern, was dem präventiven Auftrag der Profession entspricht (vgl. AvenirSocial 2026: 17); zugleich entstehen dort Belastungen wie Cybermobbing oder Diskriminierung (siehe Kapitel 4.2). Die bewährten Prinzipien der Profession sind deshalb nicht aufzugeben, sondern in die Bedingungen einer Kultur der Digitalität zu übersetzen (vgl. Hemminger et al. 2024: 57 f.). Digitale Räume sind so kein zusätzliches Handlungsfeld neben anderen, sondern eine Querschnittsdimension, die bestehende Handlungsfelder durchdringt.

5.2 Herausforderungen für die Praxis der Sozialen Arbeit im digitalen Raum

Mit der Verlagerung in digitale Räume verändern sich die Bedingungen professionellen Handelns. Digitalisierung bringt für die Klientel der Sozialen Arbeit eigene Exklusionsrisiken mit sich (vgl. Bertsche/Como-Zipfel 2023: 117), die sich für queere junge Menschen verdichten können. Digitale Räume sind nicht herrschaftsfrei, sondern heteronormativ geprägt (siehe Kapitel 4.3); die Ausschlüsse, die Soziale Arbeit bearbeitet, sind dem Feld selbst teilweise eingeschrieben.

Zugleich folgt die Sichtbarkeit von Inhalten und Angeboten einer Plattformlogik: Was wahrgenommen wird, hängt von Mechanismen des algorithmischen Filterns, Empfehlens und Personalisierens ab, deren Parameter nicht offengelegt sind (vgl. Schmidt 2018: 68 f.). Die Erreichbarkeit von Zielgruppen ist damit nicht allein eine Frage fachlicher Konzeption, sondern auch technischer Rahmenbedingungen. Die in Kapitel 4.4 beschriebene Ambivalenz von Schutzraum und Exposition verschärft zudem die Anforderungen an den Schutz von Privatsphäre und Daten der Adressat*innen.

Hinzu kommt das Hilfesuchverhalten junger Menschen, das die Erreichbarkeit über klassische Wege prägt. Bei Problemen wenden sich Jugendliche überwiegend an Freundinnen, Freunde und Familienangehörige; Fachpersonen werden nur von rund einem Zehntel genannt, wobei

ihre Bedeutung mit dem Alter zunimmt, und eigentliche Beratungsangebote werden noch deutlich seltener genutzt (vgl. Pro Juventute 2026: 24). Professionelle Angebote spielen dabei eine untergeordnete Rolle. Für queere junge Menschen verschärft sich dies, weil Familie und Bekanntenkreis häufig selbst Quellen von Diskriminierung sind und das Verbergen der eigenen Identität weit verbreitet ist (vgl. Eisner/Hässler 2025: 53); wo unterstützende Rückendeckung im Nahumfeld fehlt, stehen ihnen die informellen Unterstützungswege, die andere Jugendliche nutzen, nur eingeschränkt offen.

Schliesslich verändert die Digitalisierung die Berufspraxis selbst. Sie stellt die Soziale Arbeit vor die doppelte Aufgabe, auf neue Problemlagen der Klientel zu reagieren und zugleich die digitalen Kompetenzen der Fachpersonen zu schärfen; der Veränderungsdruck wirkt dabei von innen wie von aussen und bringt die Profession in eine Art Sandwich-Position (vgl. Bertsche/Como-Zipfel 2023: 114). Verstärkt wird dies dadurch, dass die Studiengänge der Sozialen Arbeit den Themenkomplex Digitalisierung lange kaum verpflichtend behandelt haben, sodass digitale Kompetenzen nicht systematisch mit dem Berufsbild verknüpft sind (vgl. ebd.: 154).

5.3 Handlungsperspektiven für Beratung und Unterstützung

Aus diesen Herausforderungen ergeben sich Handlungsperspektiven. Ein erster Handlungsbedarf betrifft den Ausbau von Beratungsressourcen für queere junge Menschen: Neben persönlichen Angeboten vor Ort bietet sich gerade niedrigschwellige Beratung per Telefon, Mail oder Chat an, weil junge Menschen Beratungsmöglichkeiten eher über das Internet in Anspruch nehmen (vgl. Krell/Oldemeier 2017: 215). Weiter braucht es realistische, vielfältige queere Rollenvorbilder (vgl. ebd.: 215 f.), und Lehr- sowie pädagogische Fachpersonen sind für queere Themen zu qualifizieren, die Gesellschaft insgesamt zu informieren und zu sensibilisieren (vgl. ebd.: 217 f.).

Für den digitalen Raum konkretisieren sich solche Handlungsperspektiven in leicht zugänglichen, bedürfnis- und altersgerechten Online-Angeboten und in der Förderung digitaler Gesundheitskompetenz (vgl. Gesundheitsförderung Schweiz 2022: 94). Für queere junge Menschen gehört dazu, sie darin zu stärken, empowernde von belastenden Erfahrungen zu unterscheiden und sich in ambivalenten digitalen Räumen handlungsfähig zu bewegen. Für die Beratung selbst haben sich im digitalen Raum verschiedene Formen entwickelt.

Seit Mitte der 1990er Jahre ergänzen oder ersetzen digitalisierte Beratungsformen das klassische Face-to-Face-Setting (vgl. Bertsche/Como-Zipfel 2023: 164). Sie reichen von asynchroner E-Mail-Beratung, die einen soliden Datenschutz wahrt und den Ratsuchenden ein hohes Mass an kommunikativer Selbstbestimmung lässt, über Chat bis zu Video-Settings (vgl. ebd.: 166 f.). Ihr Nutzen lässt sich mit dem Triple-A-Modell fassen: Zugänglichkeit, Erschwinglichkeit

und Anonymität machen Beratung niederschwellig und barrierearm (vgl. Bertsche/Como-Zipfel 2023: 169) und erreichen so besonders Personen, die eine Beratungsstelle aus Mobilitäts-, Zeit- oder Distanzgründen nur schwer aufsuchen können.

Ebenso sprechen sie jene an, für die ein Präsenzsetting eine zu grosse kommunikative Hürde darstellt oder deren Anliegen schambehaftet, stigmatisierend oder angstauslösend ist, und denen Anonymität, Asynchronität und rein schriftliche Kommunikation ein höheres Mass an Kontrolle und Sicherheit bieten (vgl. Bertsche/Como-Zipfel 2023: 168).

Digitale und analoge Zugänge sind dabei nicht als Gegensatz, sondern als sich ergänzende Wege zu denken: Digitale Beratungswege lassen sich in bestehende Konzepte der Präsenzberatung integrieren und eröffnen den Zielgruppen zusätzliche Zugänge zu Unterstützung (vgl. Zauter/Lehmann 2024: 174). Für die Qualität dieser Angebote sind pädagogische Standards leitend, die nicht nur für die traditionelle, sondern ebenso für die digitale Sozialarbeit gelten und dort als Orientierungsrahmen dienen (vgl. Hemminger et al. 2024: 87 f.). Zu ihren Kernbereichen zählen die Individualisierung, also der Zuschnitt der Unterstützung auf die je einzigartige Person, die Partizipation als aktiver Einbezug der Klient*innen in die Gestaltung der Hilfeprozesse, die Ressourcenorientierung als Förderung vorhandener Kompetenzen sowie der Alltagsbezug, also die Unterstützung in den natürlichen Lebensräumen der Klient*innen (vgl. ebd.: 89).

Diese Standards sind in den Arbeitsprinzipien der (digitalen) aufsuchenden Arbeit verankert, die auch im Online-Raum gelten; dazu zählen unter anderem Diversität und Gendersensibilität (vgl. ebd.: 76), die für die Arbeit mit queeren jungen Menschen unmittelbar einschlägig sind.

Aus dem geringen Gewicht professioneller Angebote im Hilfesuchverhalten folgt, dass bestehende Unterstützungsstrukturen an Bedeutung gewinnen. Peer- und Community-Strukturen tragen, wie in Kapitel 3 gezeigt, wesentlich zu Zugehörigkeit und Erfahrungswissen bei und sind damit für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen zentral. Eine Handlungsperspektive liegt darin, sie zu stärken sowie sichtbar und zugänglich zu machen. Empowermenttheoretisch geht es dabei darum, die Kontrolle der Adressat*innen über ihre eigenen Ressourcen anzuerkennen und zu stützen (vgl. Blank 2024: 133).

Handlungsperspektiven beschränken sich nicht auf die einzelnen Adressat*innen. Ebenso gehört die Veränderung institutioneller Rahmenbedingungen dazu, die der Berufskodex als Meso- und Makroebene professionellen Handelns benennt (siehe Kapitel 5.1).

Handlungsfähigkeit im digitalen Raum setzt zudem Vernetzung voraus. Zu den pädagogischen Standards zählt die enge Zusammenarbeit mit anderen Professionen und Institutionen (vgl. Hemminger et al. 2024: 89), für queere junge Menschen etwa die Kooperation mit queeren Organisationen, Beratungsstellen und Gesundheitsdiensten, sodass digitale Erstkontakte bei Bedarf in ein tragfähiges Unterstützungsnetz überführt werden können.

Damit rückt eine spezifische Form professionellen Handelns in den Vordergrund, die der folgende Abschnitt betrachtet: die digitale Präsenz und Erreichbarkeit der Sozialen Arbeit.

5.4 Digitale Präsenz und Erreichbarkeit

An die Herausforderung der Erreichbarkeit (siehe Kapitel 5.2) knüpfen verschiedene Ansätze an, mit denen die Soziale Arbeit im digitalen Raum präsent und auffindbar wird. Zwei davon werden im Folgenden exemplarisch herausgegriffen. Die aufsuchende Arbeit ist als Mobile Jugendarbeit ein eigenes Arbeitsfeld innerhalb der Sozialen Arbeit und entstand, um junge Menschen zu erreichen, die von institutionellen Angeboten nicht mehr erreicht werden (vgl. Hemminger et al. 2024: 74). Die digitale Öffentlichkeitsarbeit richtet sich darauf, dass soziale Organisationen von potenziellen Adressat*innen überhaupt wahrgenommen werden (vgl. Bertsche/Como-Zipfel 2023: 171f.). Beide Ansätze werden in den folgenden Abschnitten betrachtet.

5.4.1 Digital Streetwork

Streetwork, auch aufsuchende Arbeit, ist ein Handlungsansatz der Sozialen Arbeit, bei dem Fachpersonen junge Menschen in deren eigenen Räumen aufsuchen und ihnen dort freiwillige, niederschwellige Unterstützung anbieten (vgl. Hemminger et al. 2024: 75 f.). Digital Streetwork überträgt diesen aufsuchenden Kern in den Online-Raum: Junge Menschen werden dort aufgesucht und begleitet, wo sie sich freiwillig und viel aufhalten (vgl. ebd.: 75). Vorausgesetzt ist ein verändertes Verständnis des Digitalen, denn junge Menschen trennen nicht mehr zwischen einer realen Offline- und einer vermeintlichen Online-Scheinwelt; die Online-Welt ist für sie Teil der realen Welt (vgl. ebd.).

Für queere junge Menschen berührt dieser Zugang spezifische Bedingungen. Digitale Räume ermöglichen eine anonyme, unverbindliche und reversible Annäherung (siehe Kapitel 4.4) und erreichen so auch jene, die analoge Angebote nicht aufsuchen. Virtuelle Räume nehmen in queeren Lebenswelten zudem seit Langem eine zentrale Rolle für Kontakt, Information und Wissensaustausch ein, die digitale Netzwerke und Apps weitgehend übernommen haben (vgl. de Silva/Lorenz 2023: 141 f.).

Als professionelles Handeln bleibt Digital Streetwork an die Ziele der Profession und ihren Ethikkodex gebunden (vgl. Hemminger et al. 2024: 75) und erfordert eine sorgfältige Planung: Zu ihren Grundlagen zählen das Festlegen eines rechtlichen und ethischen Rahmens, die kontinuierliche Beobachtung der Zielgruppe, da junge Menschen häufig zwischen Plattformen wechseln, sowie eine vorgängige Erkundung der digitalen Räume samt ihrer plattformspezifischen Funktionslogiken (vgl. ebd.: 76 f.). Zu klären ist zudem, ob das Angebot reaktiv oder proaktiv ausgerichtet ist und über welche Kanäle kommuniziert wird (vgl. ebd.: 77). Gerade die proaktive Variante verlangt dabei Zurückhaltung. Die Problematik aufsuchender, alltagsnaher

Sozialer Arbeit erweitert sich im digitalen Raum um Fragen des Datenschutzes, weil bereits die Sichtbarkeit, dass eine Person ein Angebot der Sozialen Arbeit in Anspruch nimmt, gegenüber Bekannten oder Fremden offengelegt werden kann und daher besonderes Fingerspitzengefühl sowie datenschutzfreundliche Voreinstellungen erfordert (vgl. Beranek 2021: 140).

Hinzu kommt eine tragfähige organisatorische Grundlage: die Einrichtung und pädagogisch professionelle Führung eines Profils oder Accounts sowie eine realistische Klärung der verfügbaren Zeit- und Personalressourcen (Hemmiger et al. 2024: 77). Wirksames Handeln setzt zudem spezifische Kompetenzen der Fachpersonen voraus, etwa im Erstellen von Inhalten und im Aufbau digitaler Präsenzen, sowie Organisationsstrukturen, die digitale Angebote in bestehende Abläufe integrieren (vgl. ebd.: 96).

Inhaltlich verbindet sich mit dieser aufsuchenden Präsenz die Thematisierung geschlechtlicher und sexueller Vielfalt: Sie sollte nicht den betroffenen Jugendlichen überlassen, sondern in der Jugendarbeit aktiv aufgegriffen werden (vgl. Rinnert 2020: 168), im digitalen Raum etwa dadurch, dass queere Lebensrealitäten in den Angeboten der offenen Jugendarbeit sichtbar und ansprechbar werden.

5.4.2 Digitale Öffentlichkeitsarbeit

Zur digitalen Öffentlichkeitsarbeit gehören inzwischen eigene Websites; ihr zeitlicher, personeller und finanzieller Aufwand ist jedoch hoch, sodass gerade kleinere Organisationen prüfen müssen, welche Aktivitäten hinsichtlich Erreichung der Zielgruppe, Reichweite und Verbreitung den grössten Nutzen versprechen (vgl. Bertsche/Como-Zipfel 2023: 171 f.).

Ein solcher Auftritt sollte nicht statisch bleiben, sondern über aktuelle Aktivitäten und Projekte informieren und interaktive Kommunikation ermöglichen; umgekehrt prägen auch private Online-Bewertungsportale, auf denen Leistungen sozialer Organisationen kommentiert und bewertet werden, das Bild einer Einrichtung in der digitalen Öffentlichkeit (vgl. ebd.).

Um niederschwellige Zugänge zu jüngeren Personen zu schaffen, nutzen Trägerorganisationen zunehmend soziale Netzwerke (vgl. ebd.: 172). Damit verbindet sich ein professionsethisches Dilemma: Einerseits entsteht ein sehr niederschwelliges Angebot für internetaffine Interessent*innen, andererseits sind soziale Netzwerke im Besitz privatwirtschaftlicher Anbieter, deren Geschäftsmodell auf dem Sammeln und Verwerten nutzerbezogener Daten beruht, was die Datensicherheit der Nutzer*innen gefährdet (vgl. ebd.: 172 f.).

In der Literatur wird dieses Dilemma unterschiedlich beantwortet, von transparenter Aufklärung und informierter Zustimmung bis zum Verzicht auf sozialpädagogische Inhalte in sozialen Netzwerken (vgl. ebd.: 173). Als professionelle Konsequenz gilt, dass Fachpersonen über ausreichendes IT-Wissen verfügen sollten, um die Gefährdung der informationellen Selbstbestimmung ihrer Klientel einzuschätzen, und nur digitale Instrumente einsetzen, deren Vertrauens-

würdigkeit hinsichtlich Datenerfassung und -sicherheit gewährleistet ist (vgl. Bertsche/Como-Zipfel 2023: 173). Über die einzelne Einrichtung hinaus verweist dieses Dilemma auf eine strukturelle Frage. Ein Sozialraumbezug der Sozialen Arbeit lässt sich im Digitalen als Forderung nach öffentlich finanzierten und quelloffenen digitalen Räumen verstehen, die einen Gegenentwurf zu den kommerziellen Angeboten bilden (vgl. Beranek 2021: 141). Damit die Zielgruppe solche Alternativen tatsächlich nutzt, müssen sie den kommerziellen Räumen in Funktion und Bedienbarkeit ebenbürtig sein (vgl. ebd.). Für queere junge Menschen scheint der Datenschutzaspekt besonders heikel, weil die Nutzung solcher Angebote Rückschlüsse auf ihre geschlechtliche oder sexuelle Identität zulassen kann, deren Sichtbarkeit sie an anderer Stelle bewusst steuern (siehe Kapitel 4.4).

5.5 Professionelle Grenzen und Spannungsfelder

Auch digitale Soziale Arbeit ist nicht frei von Spannungsfeldern. Eines betrifft die Adressierung selbst: Sichtbarkeit und Anerkennung bleiben an Kategorisierungen gebunden, die ihrerseits normierend wirken können (vgl. Mader 2023: 50); professionelle Angebote laufen damit Gefahr, queere junge Menschen auf eindeutige Identitätskategorien festzulegen, statt offene Aushandlungsprozesse zu unterstützen.

Die professionelle Rolle wird dadurch beansprucht, dass digitale Angebote Nähe und niederschwellige Ansprechbarkeit begünstigen, zugleich aber eine reflektierte Gestaltung von Nähe und Distanz verlangen. Für die Onlineberatung gehören dazu die Reflexion der eigenen Beratungsrolle, klare Beratungsgrenzen, Vertretungsregelungen sowie transparente Nutzungsbedingungen (vgl. Zauter/Lehmann 2024: 186). Die Niedrigschwelligkeit, die digitale Angebote wertvoll macht, kann dazu führen, dass professionelle Grenzen verschwimmen oder Erwartungen entstehen, die im Rahmen des Angebots nicht einzulösen sind.

Beim Schutz der Privatsphäre verschärft sich die Lage: Da Nutzende in vernetzten Öffentlichkeiten kaum Kontrolle über das tatsächliche Publikum ihrer Äusserungen haben und Inhalte in fremde Kontexte geraten können (siehe Kapitel 4.4), entscheidet der Umgang mit Sichtbarkeit und Daten mit darüber, ob ein Angebot queere junge Menschen schützt oder ungewollt exponiert. Der Berufskodex hält fest, dass die Digitalität die Prinzipien der Vertraulichkeit und des Schutzes der Privatsphäre besonders herausfordert und Fachpersonen gezielte Massnahmen ergreifen, um diese Risiken zu begrenzen (vgl. AvenirSocial 2026: 21). Bei einer derart schutzbedürftigen Information wie der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität wiegt dies besonders schwer.

Hinzu kommt die Abhängigkeit von den digitalen Räumen selbst. Sofern Soziale Arbeit auf kommerziell betriebenen Diensten agiert, bewegt sie sich nicht auf neutralem Boden, sondern auf Plattformen, deren Geschäftsmodell auf der Nutzung von Daten zur Steuerung von Ver-

halten beruht (vgl. Beranek 2021: 51). Welche Inhalte dort Reichweite erhalten und welche Angebote auffindbar sind, entscheidet dann nicht die Profession, sondern die algorithmische Ordnung des jeweiligen Dienstes; diese ist nicht neutral, denn algorithmische Entscheidungssysteme können Diskriminierungen hervorbringen oder verstärken (vgl. ebd.: 59).

Zwischen persönlicher Begegnung und digitaler Vermittlung besteht eine weitere Spannung. Das Berufsbild der Sozialen Arbeit ist von der unmittelbaren, persönlichen Begegnung geprägt, weshalb viele Fachpersonen dem Einfluss digitaler Medien mit einer widersprüchlichen Haltung begegnen und ihn teils vom eigentlichen fachlichen Handeln abgrenzen (vgl. Bertsche/Como-Zipfel 2023: 154). In rein digitalen Settings gehen zudem nonverbale Informationen verloren, die für eine vertrauensvolle Arbeitsbeziehung bedeutsam sind (vgl. ebd.: 170).

6 Diskussion

6.1 Zusammenführung der zentralen Diskussionen

Die vorliegende Arbeit ist von der Annahme ausgegangen, dass digitale Räume für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen ambivalente Orte sind. Diese Annahme hat sich im Verlauf der Diskussion bestätigt und zugleich präzisiert. In den theoretischen Grundlagen wurde deutlich, dass Identität nicht als ein innerer, vorgegebener Wesenskern verstanden werden kann, sondern als ein sozialer Prozess, der sich innerhalb gesellschaftlicher Normen und Machtverhältnisse vollzieht. Die queer-theoretische Perspektive im Anschluss an Butler hat gezeigt, dass Geschlecht und sexuelle Orientierung gesellschaftlich hervorgebracht werden und dass heteronormative Ordnungen bestimmen, welche Formen von Identität als anerkennbar gelten (vgl. Butler 1991: 22, 38). Quenzel und Hurrelmann wiederum haben verdeutlicht, dass die Phase des jungen Erwachsenenalters in besonderem Masse durch Aufgaben der Selbstpositionierung und der sozialen Verortung geprägt ist (vgl. Quenzel/Hurrelmann 2022: 24 f.).

Auf dieser Grundlage wurde der Raumbegriff geklärt. Mit Mader wurde Raum relational gefasst, also nicht als vorgegebener Behälter, sondern als eine in Praktiken hervorgebrachte, relationale Anordnung von Menschen und Dingen (vgl. Mader 2023: 61). Dieser Zugang hat sich als tragfähig erwiesen, weil er es erlaubt, digitale Räume nicht als technische Werkzeuge, sondern als soziale Orte zu begreifen, die ihrerseits von gesellschaftlichen Normen durchzogen sind. Damit war die begriffliche Voraussetzung dafür geschaffen, digitale Räume und queere Identitätsentwicklung in einen systematischen Zusammenhang zu bringen.

Die anschliessende inhaltliche Auseinandersetzung hat herausgearbeitet, dass digitale Räume für queere junge Menschen mehrere ineinandergreifende Funktionen erfüllen. Sie ermöglichen eine abgestufte und steuerbare Form von Sichtbarkeit, die im physischen Nahumfeld häufig nicht möglich ist, und schaffen Zugang zu Erfahrungswissen, das im familiären und schulischen Umfeld oft eine Leerstelle bildet. Darüber hinaus eröffnen sie Möglichkeiten der Vergemeinschaftung, in denen die Erfahrung, mit der eigenen Identität nicht allein zu sein, erst erfahrbar wird. Rinnert hat diese Befunde anhand von Interviewmaterial belegt und gezeigt, dass das Internet für queere Heranwachsende eine zentrale Ressource im Prozess der Selbstwerdung darstellt (vgl. Rinnert 2020: 188). Bemerkenswert ist dabei, dass sich digitale und physische Lebenswelten nicht trennen lassen, sondern eng miteinander verschränkt sind.

Die leitende Unterscheidung von Empowerment und Vulnerabilität hat sich als zentral erwiesen, weil sie das Verhältnis dieser Funktionen zu ihren Schattenseiten sichtbar macht. Die Erörterung hat ergeben, dass es sich nicht um zwei voneinander unabhängige Wirkungen handelt, die man gegeneinander aufrechnen könnte. Vielmehr sind sie strukturell aneinander ge-

koppelt. Dieselbe Sichtbarkeit, die Anerkennung und Selbstrepräsentation ermöglicht, schafft zugleich eine Angriffsfläche für Herabsetzung und Hassrede. Derselbe Raum, der anonymen und reversiblen Schutz bietet, kann durch die Persistenz und Auffindbarkeit von Inhalten in Exposition umschlagen. Schmidt hat gezeigt, dass diese Eigenschaften in der kommunikativen Architektur sozialer Medien angelegt sind (vgl. Schmidt 2018: 37) und dass die Sichtbarkeit von Inhalten zudem einer intransparenten Plattformlogik folgt (vgl. ebd.: 68 f.).

Dass diese Kopplung strukturell und nicht zufällig ist, folgt aus den theoretischen Grundlagen selbst. Wird Identität nicht als innerer Kern, sondern als sozialer, auf Anerkennung angewiesener Prozess verstanden (siehe Kapitel 2.1), so hängt gelingende Selbstwerdung davon ab, dass Selbstentwürfe von anderen wahrgenommen und anerkannt werden. Ebendiese Anerkennung wird in digitalen Räumen jedoch unter Bedingungen vergeben, die niemand vollständig kontrolliert. Als soziale Räume bleiben sie von heteronormativen Ordnungen durchzogen (siehe Kapitel 4.3), die mitbestimmen, welche Identitäten als anerkennbar gelten (vgl. Butler 1991: 38); zugleich folgt ihre Sichtbarkeit einer intransparenten Plattformlogik (vgl. Schmidt 2018: 68 f.). Sichtbarkeit ist damit die notwendige Bedingung von Anerkennung und zugleich das Einfallstor für Verkennung und Abwertung. Empowerment und Vulnerabilität entspringen so nicht verschiedenen Eigenschaften digitaler Räume, sondern derselben Angewiesenheit auf eine Sichtbarkeit, deren Bedingungen nicht bei den queeren jungen Menschen selbst liegen.

Die gesundheitsbezogene Dimension hat diese Ambivalenz zugespitzt. Der Bericht von Gesundheitsförderung Schweiz dokumentiert eine erhöhte Vulnerabilität queerer junger Menschen für psychische Belastungen und Suizidalität, die als Folge von Stigmatisierung zu verstehen ist (vgl. Gesundheitsförderung Schweiz 2022: 80). Mit Faltermaier liess sich diese Vulnerabilität als sozial bedingt und nicht als individuelles Defizit deuten (vgl. Faltermaier 2023: 248). Daraus ergab sich der Übergang zur Sozialen Arbeit, deren Aufgabe gerade darin besteht, an gesellschaftlich produzierten Belastungen anzusetzen. Mit Hemminger und Kolleg*innen wurde schliesslich gezeigt, dass die Profession über das Konzept der Digital Streetwork bereits einen Ansatz besitzt, um queere junge Menschen in ihren digitalen Lebenswelten zu erreichen, ohne die fachlichen und ethischen Standards der Sozialen Arbeit aufzugeben (vgl. Hemminger et al. 2024: 75).

6.2 Beantwortung der Fragestellung

Auf der Grundlage dieser Zusammenführung lässt sich die leitende Fragestellung beantworten, die nach der Bedeutung digitaler Räume für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen im Spannungsfeld von Empowerment und Vulnerabilität und nach den daraus für die Soziale Arbeit erwachsenden Handlungsperspektiven gefragt hat. Das Spannungsfeld von

Empowerment und Vulnerabilität betrifft dabei zunächst die queeren jungen Menschen selbst; die Soziale Arbeit ist die Profession, die mit dieser Ambivalenz umzugehen und daraus Handlungsperspektiven abzuleiten hat. Die Beantwortung erfolgt zunächst entlang der drei Unterfragen und mündet anschliessend in eine Antwort auf die Hauptfrage.

Die erste Unterfrage betraf die Bedeutung digitaler Räume in der Lebenswelt queerer junger Menschen (siehe Kapitel 3). Hier zeigt die Diskussion, dass digitale Räume eine zentrale und nicht ohne Weiteres ersetzbare Ressource darstellen. Sie eröffnen Möglichkeitsräume für Selbstauseinandersetzung und Selbstdarstellung, die im heteronormativ geprägten physischen Umfeld vielfach verwehrt bleiben. Ihre Bedeutung ergibt sich nicht aus der Technik als solcher, sondern daraus, dass sie soziale Erfahrungen ermöglichen, die für die Identitätsentwicklung konstitutiv sind. Gerade weil queere Themen in den klassischen Sozialisationsinstanzen oft fehlen, übernehmen digitale Räume eine kompensatorische Funktion.

Die zweite Unterfrage richtete sich auf das ambivalente Zusammenspiel von Empowerment und Vulnerabilität (siehe Kapitel 4). Die zentrale Erkenntnis lautet, dass beide Wirkungen untrennbar miteinander verbunden sind und sich aus denselben Eigenschaften digitaler Räume speisen. Empowerment durch Selbstrepräsentation und Vernetzung ist nicht von den Risiken der Exposition und der Diskriminierung zu lösen. Ob digitale Räume für eine konkrete Person eher stärkend oder eher belastend wirken, lässt sich daher nicht allgemein bestimmen, sondern hängt von den konkreten Bedingungen ab, unter denen diese Räume genutzt werden; mit dem Minority-Stress-Modell lässt sich dieses Bedingungsgefüge präzisieren. Diese Unauflösbarkeit der Ambivalenz ist nicht als Mangel der Diskussion zu verstehen, sondern als ihr eigentliches Ergebnis.

Die dritte Unterfrage zielte auf die Handlungsperspektiven sowie die damit verbundenen Chancen und Herausforderungen für die Soziale Arbeit (siehe Kapitel 5). Aus der Diskussion folgt, dass die Profession digitale Räume als reale und bedeutsame Lebenswelten anerkennen muss, statt sie als blosse Freizeitphänomene zu behandeln. Als Handlungsperspektive kann sie an den ressourcenstärkenden Funktionen digitaler Räume ansetzen und diese durch aufsuchende und ressourcenorientierte Ansätze gezielt fördern; darin liegt zugleich eine wesentliche Chance. Demgegenüber stehen Herausforderungen wie die heteronormative Prägung digitaler Räume und die intransparente Logik der Plattformen; hinzu kommen hohe Anforderungen an den Datenschutz und an den Schutz vor ungewollter Sichtbarkeit. Die Soziale Arbeit kann diese Bedingungen mitgestalten, sie aber nicht vollständig kontrollieren.

Damit lässt sich die Hauptfrage beantworten. Digitale Räume haben für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen eine hohe Bedeutung, die jedoch grundsätzlich ambivalent ist. Sie sind zugleich Ermöglichungsraum und Risikoraum, und gerade diese Doppelgestalt macht sie für die Soziale Arbeit relevant. Die Aufgabe der Profession besteht nicht darin, digitale

Räume als gut oder schlecht zu bewerten, sondern darin, die Bedingungen zu beeinflussen, unter denen ihr empowerndes Potenzial gestärkt und ihre vulnerabilisierende Wirkung begrenzt werden kann.

6.3 Kritische Reflexion der Arbeit

Die dargestellten Ergebnisse sind vor dem Hintergrund der gewählten methodischen Anlage zu beurteilen. Als theoretische Literaturarbeit ohne empirischen Teil bildet die Arbeit den vorhandenen Forschungsstand sowie theoretische Konzepte ab und bringt diese in einen neuen Zusammenhang. Sie kann jedoch keine eigenen Aussagen über das tatsächliche Erleben queerer junger Menschen treffen. Die Perspektive der Betroffenen ist nur mittelbar präsent, etwa über die in der herangezogenen Literatur dokumentierten Interviews bei Rinnert. Eine eigene empirische Erhebung hätte die hier theoretisch erschlossenen Zusammenhänge unmittelbar an die Erfahrungen der Adressat*innen zurückbinden können.

Eine weitere Einschränkung betrifft die Quellenlage im Verhältnis zum geografischen Bezugsrahmen. Der Anspruch der Arbeit war es, die Schweiz als Referenzrahmen zugrunde zu legen. Mehrere zentrale Quellen stammen jedoch aus dem deutschen Kontext, was insbesondere bei rechtlichen und strukturellen Fragen die Übertragbarkeit begrenzt. Dies gilt etwa für die Ausführungen zur Digital Streetwork, die im deutschen fachlichen Kontext entwickelt wurde. Schweizspezifische Daten konnten vor allem über den Bericht von Gesundheitsförderung Schweiz einbezogen werden, der allerdings selbst darauf hinweist, dass in den Schweizer Gesundheitsbefragungen LGBTIQ+-Menschen nicht repräsentiert werden und deshalb nur limitiertes Wissen über ihren Gesundheitszustand besteht (vgl. Gesundheitsförderung Schweiz 2022: 80). Die Aussagen zum Schweizer Kontext stehen damit unter dem Vorbehalt einer insgesamt dünnen Datenbasis.

Damit verbunden ist eine Spannung in der empirischen Grundlage selbst. Wo queer-spezifische Schweizer Daten herangezogen wurden, etwa das Swiss LGBTIQ+ Panel, erfassen sie queere Menschen altersübergreifend und nicht eigens die hier fokussierte Gruppe. Die breiter angelegten Erhebungen wie die JAMES-Studie oder die Pro-Juventute-Jugendstudie bilden demgegenüber Jugendliche allgemein und nicht queer-spezifisch ab. Aussagen über queere junge Erwachsene mussten daher wiederholt aus Daten erschlossen werden, die entweder in der Altersgruppe oder in der Zielgruppe nur teilweise passen. Die Reichweite dieser Befunde wurde zwar jeweils ausgewiesen, ihre nur mittelbare Passung bleibt aber eine Einschränkung.

Auch die abgeleiteten Handlungsperspektiven selbst stossen an eine Grenze. Das hier ausgewähle Konzept der Digital Streetwork wurde nicht queer-spezifisch entwickelt; seine Standards sind allgemein gehalten und müssten für die Arbeit mit queeren jungen Menschen gezielt um eine queer- und gendersensible Ausrichtung erweitert werden.

Kritisch einzuordnen ist ferner die fokussierte Altersgruppe der 18- bis 25-jährigen jungen Erwachsenen. Ein Teil der herangezogenen Befunde bezieht sich primär auf Jugendliche. Die Übertragung auf das junge Erwachsenenalter wurde über das Konzept der emerging adulthood begründet (siehe Kapitel 2.3), bleibt aber eine theoretische Annahme, die empirisch nicht eigens geprüft werden konnte. Hier liegt eine Unschärfe, die bei der Einordnung der Ergebnisse mitzudenken ist.

Grundsätzlich wiegt eine Grenze, die im Gegenstand selbst liegt. Digitale Räume verändern sich rasch: Plattformen und Nutzungsweisen wandeln sich in kurzen Abständen, und mit Entwicklungen wie künstlicher Intelligenz entstehen laufend neue Bedingungen. Eine theoretische Literaturarbeit bildet demgegenüber notwendig einen Stand ab, der bereits im Moment seiner Entstehung teilweise überholt sein kann. Auf der konzeptionellen Ebene, etwa hinsichtlich der Kopplung von Empowerment und Vulnerabilität, behalten die erschlossenen Zusammenhänge ihre Gültigkeit; auf der Ebene konkreter Plattformen und Praktiken bleibt ihre Aussagekraft jedoch an einen schnell veränderlichen Gegenstand gebunden. Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit stehen damit vor der strukturellen Schwierigkeit, einer Entwicklung nachzugehen, die ihnen tendenziell vorauseilt.

Der Verlauf der Literaturrecherche verdient überdies eine selbstkritische Anmerkung. Mehrere Beiträge, die zentrale Überlegungen dieser Arbeit stützen, wurden erst in einer späteren Phase erschlossen und integriert, insbesondere die Arbeiten von Beranek sowie von Bertsche und Como-Zipfel. Eine von Beginn an stärker systematisierte Recherche hätte diese Quellen früher verfügbar gemacht und den Argumentationsgang breiter abgestützt. Dass sich die eigenständig entwickelten Überlegungen gleichwohl mit dieser Literatur decken, spricht für die Tragfähigkeit der Ergebnisse.

Nicht unproblematisch ist zudem der Sammelbegriff, mit dem die Zielgruppe gefasst wurde. Der Begriff queer bündelt sehr unterschiedliche Lebensrealitäten; die Erfahrungen von trans und nicht-binären Menschen unterscheiden sich in wesentlichen Punkten von jenen, die sich auf das sexuelle Begehren beziehen. Indem die Arbeit queere junge Menschen weitgehend als eine Gruppe behandelt hat, konnte sie übergreifende Dynamiken sichtbar machen, zugleich aber gruppeninterne Unterschiede einebnen. Einzelne Befunde dürften daher für verschiedene Teilgruppen unterschiedlich stark zutreffen, was hier nicht durchgängig differenziert werden konnte.

Schliesslich ist die leitende Unterscheidung selbst in den Blick zu nehmen. Die Gegenüberstellung von Empowerment und Vulnerabilität hat den Blick für die Ambivalenz digitaler Räume geschärft und der Arbeit ihre Kohärenz gegeben. Dieselbe Linse hat jedoch andere Dimensionen in den Hintergrund treten lassen. So konnten intersektionale Unterschiede innerhalb der heterogenen Gruppe queerer junger Menschen, etwa entlang von Herkunft und Klasse, nur

am Rand berücksichtigt werden, obwohl gerade sie für die Frage von Empowerment und Vulnerabilität bedeutsam sind. Auch die technische und ökonomische Tiefe von Plattformlogiken wurde nur insoweit aufgegriffen, als sie für die soziale Dimension relevant war. Der bewusst breit gehaltene Begriff der digitalen Räume hat zwar die übergreifende Perspektive ermöglicht, zugleich aber die feinen Unterschiede zwischen einzelnen Räumen und Nutzungsweisen eingeebnet.

6.4 Weiterführende Überlegungen

Aus den benannten Grenzen ergeben sich mehrere Anschlussmöglichkeiten für weitere Forschung und fachliche Entwicklung. Am unmittelbarsten erscheint der Bedarf an empirischen Studien, die das hier theoretisch erschlossene Spannungsfeld an das Erleben queerer junger Erwachsener in der Schweiz zurückbinden. Qualitative Zugänge wie biografische oder leitfadengestützte Interviews könnten sichtbar machen, wie die Betroffenen die Ambivalenz digitaler Räume selbst deuten und welche Bewältigungsstrategien sie entwickeln. Damit liesse sich auch überprüfen, inwieweit die in dieser Arbeit getroffene Übertragung von der Jugend auf das junge Erwachsenenalter trägt.

Wünschenswert wäre zudem eine verbesserte schweizerische Datenlage zur Lebenssituation und Gesundheit von queeren Personen. Solange diese Gruppe in den nationalen Erhebungen nicht systematisch erfasst wird, bleiben Aussagen über den Schweizer Kontext auf Übertragungen aus anderen Ländern angewiesen. Eine gezielte Berücksichtigung von geschlechtlicher und sexueller Vielfalt in der amtlichen Statistik und in der Versorgungsforschung würde die fachliche Arbeit auf eine belastbarere Grundlage stellen.

Ebenso lohnend wäre eine Vertiefung der intersektionalen Perspektive, die in dieser Arbeit nur am Rand berücksichtigt wurde. Wie sich weitere Ungleichheitsdimensionen wie soziale Herkunft oder Behinderung mit geschlechtlicher und sexueller Identität verschränken und welche Folgen dies für Empowerment und Vulnerabilität in digitalen Räumen hat, bleibt ein offenes und für die Soziale Arbeit besonders relevantes Forschungsfeld.

Fachlich vielversprechend ist die Weiterentwicklung der digitalen aufsuchenden Sozialen Arbeit für die spezifische Zielgruppe queerer junger Menschen. Offen ist insbesondere, wie sich queere Lebensrealitäten in digitalen Angeboten sichtbar machen lassen, ohne die Betroffenen ungewollt zu exponieren, und wie die ethischen Standards der Profession unter den Bedingungen von Plattformlogiken und Datenschutz konsequent eingehalten werden können.

Damit verbunden ist die Frage, inwieweit sich Soziale Arbeit von kommerziellen Plattformlogiken unabhängiger machen kann, etwa durch eigene, selbst betriebene digitale Angebote, die mehr Kontrolle über Sichtbarkeit und Daten erlauben. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Funktionsweise von Algorithmen und Moderationsregimen könnte ergänzend klären, in

welchem Ausmass technische Strukturen die Sichtbarkeit und die Verletzlichkeit queerer junger Menschen mitprägen.

Ein weiterer Ansatzpunkt liegt in der Aus- und Weiterbildung der Fachpersonen. Die Arbeit hat gezeigt, dass eine Soziale Arbeit, die queere junge Menschen in digitalen Räumen erreichen und unterstützen will, besondere Kompetenzen voraussetzt, sowohl im Umgang mit digitalen Räumen und ihren Funktionslogiken als auch in einer queer- und gendersensiblen Haltung. Solche Inhalte sind in der Ausbildung Sozialer Arbeit bislang unterschiedlich stark verankert. Dass sich hier etwas bewegt, zeigt exemplarisch die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW: In ihrem Curriculum 2025/2026 sind Pflichtmodule zu Diversität und Intersektionalität sowie zu Digitalisierung verankert (vgl. Hochschule für Soziale Arbeit FHNW o.J.).

Da solche Inhalte erst in jüngerer Zeit verbindlich geworden sind, dürfte die Vorbereitung früherer Studienjahrgänge anders ausgefallen sein. Ob und in welchem Ausmass sich die verbindliche Auseinandersetzung mit queeren und digitalen Themen zudem über die einzelnen schweizerischen Fachhochschulen hinweg unterscheidet, wäre gesondert zu untersuchen. Dieser Weg, solche Inhalte verbindlich zu machen, weist in die richtige Richtung. Für bereits praktizierende Fachpersonen bleibt er allerdings ohne Wirkung; hier bräuchte es gezielte Weiterbildungsangebote, damit die Lücke nicht erst mit den nächsten Jahrgängen geschlossen wird.

Die in dieser Arbeit benannten strukturellen Bedingungen digitaler Räume reichen über die einzelne Fachperson hinaus. Da sie massgeblich von kommerziellen Betreiber*innen bestimmt werden, lassen sie sich nicht allein auf der Ebene einzelner Angebote gestalten. Die eigentlichen Regulierungshebel liegen auf staatlicher Ebene: Fragen des Datenschutzes sowie der Zulassung und Kontrolle algorithmischer Systeme lassen sich nur gesetzlich und überbetrieblich regeln. Soziale Arbeit kann solche Rahmenbedingungen sozialpolitisch einfordern und zugleich bestehende queere Selbstorganisation stärken, statt sie zu ersetzen; ihre gesetzliche Umsetzung liegt jedoch bei Politik und Aufsicht.

Ein zunehmend bedeutsames Feld stellt schliesslich der Einsatz künstlicher Intelligenz dar. Erstmals hat die Pro-Juventute-Jugendstudie 2026 erhoben, dass sich rund zehn Prozent der Jugendlichen bei Problemen an KI-Tools wie ChatGPT wenden, wenn auch eher ergänzend als anstelle vertrauter Bezugspersonen (vgl. Pro Juventute 2026: 24). Damit stellt sich die Frage, wie sich professionelle, an ethische Standards gebundene Unterstützung zu solchen weitgehend unregulierten Angeboten verhält. Gerade für queere junge Menschen, die vorurteilsfreie Ansprechpersonen suchen, bleibt offen, inwieweit solche Systeme verlässliche Unterstützung bieten können.

Denn algorithmische Systeme sind nicht neutral: Da sie aus vorhandenen Daten lernen, können sie die darin eingelagerten Verzerrungen und Diskriminierungen übernehmen und mitun-

ter sogar verstärken (vgl. Beranek 2021: 83). Gerade das Versprechen der Vorurteilsfreiheit steht damit in Frage, weil ein KI-System die heteronormativen Muster, denen queere junge Menschen zu entkommen suchen, unbemerkt reproduzieren kann.

7 Schlussfolgerung

Digitale Räume sind für die Identitätsentwicklung queerer junger Menschen von erheblicher Bedeutung, und zwar nicht trotz, sondern wegen ihrer Ambivalenz. Sie eröffnen Sichtbarkeit und Zugehörigkeit dort, wo das heteronormativ geprägte Umfeld diese verwehrt, und werden so zu Möglichkeitsräumen queerer Identitätsaushandlung. Zugleich sind ebendiese Räume von gesellschaftlichen Machtverhältnissen durchzogen und bringen mit Diskriminierung und ungewollter Exposition neue Formen von Vulnerabilität hervor. Empowerment und Vulnerabilität erweisen sich dabei als untrennbar miteinander verbunden, weil sie sich aus denselben Eigenschaften dieser Räume speisen.

Für die Soziale Arbeit folgt daraus ein klarer Auftrag. Sie muss digitale Räume als zentrale Lebenswelten queerer junger Menschen anerkennen und ihre ressourcenstärkenden Funktionen gezielt fördern, ohne die damit verbundenen Risiken aus dem Blick zu verlieren. Aufsuchende und ressourcenorientierte Ansätze wie die Digital Streetwork oder digitale Öffentlichkeitsarbeit, bieten dafür einen tragfähigen Rahmen, sofern sie an die fachlichen und ethischen Standards der Profession gebunden bleiben und einen sorgfältigen Umgang mit Sichtbarkeit und sensiblen Daten gewährleisten. Eine Soziale Arbeit, die queere junge Menschen in ihrer Identitätsentwicklung unterstützen will, kommt an digitalen Räumen nicht vorbei. Sie ist gefordert, deren Ambivalenz professionell zu gestalten, statt sie auf Chance oder Risiko zu verkürzen.

Die übergeordnete Erkenntnis dieser Arbeit lautet somit, dass nicht die Frage leitend ist, ob digitale Räume für queere junge Menschen gut oder schlecht sind, sondern die Frage, unter welchen Bedingungen ihr empowerndes Potenzial gestärkt und ihre vulnerabilisierende Wirkung begrenzt werden kann. Genau hier liegt die Aufgabe und zugleich die Chance einer Sozialen Arbeit, die digitale Lebenswelten ernst nimmt und queere junge Menschen auf ihrem Weg der Identitätsentwicklung begleitet.

Literaturverzeichnis

Arnett, J. J. (2000). Emerging Adulthood. A Theory of Development from the Late Teens through the Twenties. In: American Psychologist 55 (5), S. 469–480. DOI: 10.1037/0003-066X.55.5.469

AvenirSocial (2026). Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis. AvenirSocial. URL: https://avenirsocial.ch/app/uploads/2025/12/berufskodex_de_2026-01.pdf [Zugriff: 30.05.2026].

Babka, A./ Posselt, G. (2024). Gender und Dekonstruktion. Begriffe und kommentierte Grundlagentexte der Gender- und Queer-Theorie. 2., überarb. und erw. Aufl. facultas (UTB).

Bauer, U./ Hurrelmann, K. (2021). Einführung in die Sozialisationstheorie. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung. 14., vollständig überarb. Aufl. Beltz Juventa.

Ben Hagai, E./ Zurbriggen, E. L. (2022). Queer Theory and Psychology. Gender, Sexuality, and Transgender Identities. Palgrave Macmillan. DOI: 10.1007/978-3-030-84891-0

Beranek, A. (2021). Soziale Arbeit im Digitalzeitalter. Eine Profession und ihre Theorien im Kontext digitaler Transformation. Beltz Juventa.

Bernath, J./ Suter, L./ Waller, G./ Willemse, I./ Külling, C./ Süss, D. (2020). JAMESfocus – Mediennutzung und Gesundheit. Zürich: ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. URL: https://www.zhaw.ch/storage/psychologie/upload/forschung/medienpsychologie/james/jamesfocus/2020/JAMESfocus_Medien_Gesundheit.pdf [Zugriff: 20.06.2026].

Bernath, J./ Waller, G./ Willemse, I./ Suter, L./ Külling-Knecht, C./ Zulliger, M./ Süss, D. (2023). JAMESfocus – Mediennutzung im Kontext familiärer und sozialer Ressourcen. Zürich: ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. URL: https://www.zhaw.ch/storage/psychologie/upload/forschung/medienpsychologie/james/jamesfocus/2023/JAMESfocus_Ressourcen_DE.pdf [Zugriff: 20.06.2026].

Bertsche, O./ Como-Zipfel, F. (2023). Digitalisierung. Herausforderungen und Handlungsansätze für die Soziale Arbeit. Kohlhammer.

Bitzan, M./ Schirmer, U. (2023). (Un)angepasst – queer im Übergangssystem. Heteronormativitätskritische Perspektiven. Zur Einführung. In: Bitzan, M./ Brück, J./ Dern, S./ Nestler, T./ Schirmer, U./ Staudenmeyer, B./ Zöller, U. (Hg.). Queer im Übergangssystem. Impulse für eine heteronormativitätskritische Praxis Sozialer Arbeit. transcript. S. 11–33.

Blank, B. (2024). Was ist Empowerment? Beltz Juventa.

boyd, d. (2011). Social Network Sites as Networked Publics. Affordances, Dynamics, and Implications. In: Papacharissi, Z. (Ed.). A Networked Self. Identity, Community, and Culture on Social Network Sites. Routledge. S. 39–58.

Butler, J. (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Suhrkamp.

de Silva, A./ Lorenz, M. (2023). Virtuelle Räume. In: Rottmann, A./ Gammerl, B./ Lücke, M. (Hg.). Handbuch Queere Zeitgeschichten I. (Historische Geschlechterforschung, Bd. 9). transcript. S. 138–146.

Deda-Bröchin, S./ Baumann, L./ Willemse, I./ Bernath, J./ Waller, G./ Süss, D. (2025). JAMES Focus – Unterhaltung, Information oder Selbstdarstellung: Warum nutzen Jugendliche soziale Netzwerke? Zürich: ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. URL: https://www.zhaw.ch/storage/psychologie/forschung/JAMES/JAMESfocus_SN_Nutzungsmotive_DE.pdf [Zugriff: 20.06.2026].

Eisner, L./ Hässler, T. (2025). Swiss LGBTIQ+ Panel. Abschlussbericht 2025. Universität Lausanne/Universität Zürich.

Engel, A. A. (2024). Queer Theorie – Queer_Pädagogik. Eine Einführung. Beltz Juventa.

Faltermaier, T. (2023). Laienperspektiven auf Gesundheit und Krankheit. In: Richter, M./ Hurrelmann, K. (Hg.). Soziologie von Gesundheit und Krankheit. 2. Aufl. Springer VS. S. 247–260. DOI: 10.1007/978-3-658-42103-8

Formby, E. (2017). Exploring LGBT Spaces and Communities. Contrasting Identities, Belongings and Wellbeing. Routledge.

Gesundheitsförderung Schweiz (2022). Gesundheitsförderung für und mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Wissenschaftliche Erkenntnisse und Empfehlungen für die Praxis. Bericht 9. URL: https://gesundheitsfoerderung.ch/sites/default/files/2022-11/Bericht_009_GFCH_2022-11_-_Gesundheitsf%C3%B6rderung f%C3%BCr und mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen.pdf [Zugriff: 19.04.2026].

Hemminger, E./ Heyken, C./ Prinz, M./ Trebing, J. (2024). Social Media, Gaming & Digital Streetwork. Pädagogische Arbeit in Online-Communitys. Ein Lehrbuch für die Soziale Arbeit. Beltz Juventa.

Hochschule für Soziale Arbeit FHNW (o.J.). Modulbeschreibungen Bachelor Soziale Arbeit. Pflichtmodul BA2101 Diversität und Intersektionalität; Pflichtmodul BA2401 Soziale Arbeit im Kontext von Digitalisierung und Digitalität. URL: https://modulbeschreibungen.webapps.fhnw.ch [Zugriff:10.07.2026].

King, V. (2020). Das Konzept ‚Emerging Adulthood' aus jugendtheoretischer und zeitdiagnostischer Sicht. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung 15 (4), S. 355–369. DOI: 10.3224/diskurs.v15i4.02

Krell, C./ Oldemeier, K. (2017). Coming-out – und dann…?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. Verlag Barbara Budrich.

Külling, C./ Waller, G./ Suter, L./ Bernath, J./ Willemse, I./ Süss, D. (2021). JAMESfocus – Hassrede im Internet. Zürich: ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. URL: https://www.zhaw.ch/storage/psychologie/upload/forschung/medienpsychologie/james/jamesfocus/2021/JAMESfocus_Hassrede_DE.pdf [Zugriff: 20.06.2026].

Külling-Knecht, C./ Waller, G./ Willemse, I./ Deda-Bröchin, S./ Suter, L./ Streule, P./ Settegrana, N./ Jochim, M./ Bernath, J./ Süss, D. (2024). JAMES – Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz. Zürich: ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. URL: https://www.zhaw.ch/storage/psychologie/upload/forschung/medienpsychologie/james/2018/JAMES_2024_DE.pdf [Zugriff: 17.05.2026].

Mader, E. (2023). Queere Räume. (Queer Studies, Bd. 36). transcript.

Meyer, I. H. (2003). Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay, and Bisexual Populations. Conceptual Issues and Research Evidence. In: Psychological Bulletin 129 (5), S. 674–697. DOI: 10.1037/0033-2909.129.5.674

Pro Juventute (2026). Pro Juventute Jugendstudie 2026. Zürich: Pro Juventute. URL: https://www.projuventute.ch/sites/default/files/2026-03/es_dt_pro_juventute_jugendstudie_2026.pdf [Zugriff: 30.05.2026].

Quenzel, G./ Hurrelmann, K. (2022). Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 14., korr. Aufl. Beltz Juventa.

Richter, M./ Hurrelmann, K. (2023). Die soziologische Perspektive auf Gesundheit und Krankheit. In: Richter, M./ Hurrelmann, K. (Hg.). Soziologie von Gesundheit und Krankheit. 2. Aufl. Springer VS. S. 1–22. DOI: 10.1007/978-3-658-42103-8

Rinnert, K. (2020). Liebes Leben anders. Eine ressourcenorientierte Analyse queerer Lebensrealitäten in heteronormativen Verhältnissen. Verlag Barbara Budrich.

Schmidt, J.-H. (2018). Social Media. 2. Aufl. (Medienwissen kompakt). Springer VS.

Zauter, S./ Lehmann, R. (2024). Das technische Beratungskonzept. Handreichung zur Integration digitaler Zugangs- und Beratungswege in bestehende Konzepte der Präsenz-

beratung. In: Neumaier, S./ Dörr, M./ Botzum, E. (Hg.). Praxishandbuch Digitale Projekte in der Sozialen Arbeit. 1. Aufl. Beltz Juventa. S. 174–192.

Hilfsmittelverzeichnis

Hilfsmittel	Verwendungsart
Chat GPT (OpenAI)	Unterstützung beim Ausformulieren und Überarbeiten von Textpassagen
Claude (Anthropic)	Unterstützung bei der Überprüfung von Quellenangaben
Claude (Anthropic)	Überprüfung auf Rechtschreibung und Grammatik